

# Bulletin

Das älteste Bankmagazin der Welt. Seit 1895.



**Risiko** – Von Mut, Wagemut und Übermut



Exklusive Eigentumswohnungen in Davos

# Ihr privates Alpenparadies

Ihr exklusiver Ausbau und die einzigartige Lage machen die grosszügigen 2½-, 3½- und 4½-Zimmer-Eigentumswohnungen der Stilli Park Residenzen Davos zu einem Manifest der Davoser Alpen. Dank der Hotelanbindung kombinieren Sie die Individualität einer Privatwohnung mit dem erstklassigen Service des InterContinental Davos. Beim Kauf stehen für die Inneneinrichtung attraktive Optionen zur Auswahl, ganz nach Ihren Bedürfnissen.

Bezugsbereit ab Dezember 2013 | [www.residences-davos.ch](http://www.residences-davos.ch)

  
**STILLI · PARK**  
RESIDENZEN DAVOS

# Risiken und ihre Nebenwirkungen



An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

## 1 Wolf Lotter

Ist Risiko gut? Oh ja. Der Mitbegründer des deutschen Wirtschaftsmagazins «brand eins», Journalist und Autor Wolf Lotter hält eine leidenschaftliche Lobrede aufs Risiko. Das persönliche Lieblingsrisiko des Österreichers ist der Neuanfang: «Ich kann mir nicht vorstellen, bis zum Ende meiner Tage «das Gleiche» zu machen oder auch nur am «selben Ort» zu wohnen.» *Seite 12*

## 2 Stefan Krücken

Mehr als 80 Länder bereiste der Journalist und Verlagsbesitzer für seine Reportagen, für das Bulletin schreibt er über die Krabbenfischer in der Beringsee, die für die teure Delikatesse ihr Leben riskieren. *Seite 36*

## 3 Hanna Kokko

Die Finnin ist eine weltweit führende Evolutionsbiologin. Sie lebt in Canberra und hält eine Professur an der Australian National University. Kokko beschreibt, was wir Menschen uns von den Risikostrategien der Spinnen abschauen können. *Seite 52*

## 4 James Hamilton-Paterson

Der Schriftsteller und Dichter James Hamilton-Paterson, 1941 in London geboren, ist weit herumgekommen. Als er das erste Mal zum Amazonas reiste, gab es noch weisse Flecken auf der Landkarte. Heute, so Hamilton-Paterson, sei der Begriff «Abenteuer» gnadenlos kommerzialisiert worden. Den «Challenges» der heutigen Humboldts und Darwins steht der nüchterne Brite eher skeptisch gegenüber. *Seite 68*

**S**ind Sie sicher? Wollen Sie wirklich weiterlesen? Vom Buchhandel ist der provokative Slogan bekannt «Lesen gefährdet die Dummheit». Es ist der abgewandelte Warnhinweis auf Zigarettenpackungen («Rauchen gefährdet die Gesundheit») – und er zeigt: Gefahr ist nicht bloss etwas Schlechtes, sie hat auch ihr Gutes. Auf die Perspektive kommt es an. Dies gilt in noch viel stärkerem Masse für das Risiko, die rationale Schwester der Gefahr. Risiko ist ein häufig missverstandener und missbrauchter Begriff. Auf dem Teller, im Regenwald, auf den Finanzmärkten, in der Energieproduktion – überall sieht man heute ein Risiko und schaut ängstlich nur auf seine dunkle Seite; jene des Versagens, des Misslingens, des Verderbens. Wer warnt, gewinnt: Das ist die Erfolgsformel der Schwarzmaler. Wir stellen dieses Heft unter ein anderes Motto: Wer wagt, gewinnt (meistens). Und ändert bisweilen sogar den Lauf der Welt, wie es einige der Frauen getan haben, an deren Courage und Pioniergeist wir in diesem Heft erinnern.

**A**uch wenn in manchen Bereichen Mut zu Übermut geworden ist und sich der Leichtsinn über den Realitäts-sinn gesetzt hat – es wäre verheerend, die kreative, lebenswichtige Seite des Risikos zu vernachlässigen: jene der Chance auf das Gelingen, auf den Erfolg. Jedes Kind lernt mit dem ersten Schritt, dass man auf die Nase fallen kann. Aber eben auch, dass man wieder aufsteht und den nächsten Schritt wagt. Nur so kommt man voran, als Mensch und als Gesellschaft.

**D**er Publizist Wolf Lotter nennt seinen Text in diesem Heft «Risiko: eine Zumutung». In der Tat ist Risiko etwas Unverschämtes. Es zwingt uns zum Nachdenken, zum Abwägen, zum Einschätzen und letztlich zum Handeln. Also dazu, Verantwortung zu übernehmen. Dies zu tun, mit einer Haltung der Zuversicht – auch in diesem Sinn ist Zumutung in diesem Bulletin gemeint: als eine Ermutigung zum Risiko.

So. Und nun entscheiden Sie selbst, ob Sie weiterlesen wollen. Sie tun es auf eigenes Risiko.

Ihre Redaktion

# Bringt Sie zum Strahlen.

Die neue E-Klasse.

Mercedes-Benz Intelligent Drive bietet höchste Sicherheit mit dem Adaptiven Fernlicht-Assistenten. Dieses innovative Lichtsystem passt die Leuchtweite schnell und automatisch an. Je nach Abstand zum entgegenkommenden und vorausfahrenden Fahrzeug. Zudem schneidet es den Lichtkegel um andere Verkehrsteilnehmer herum, um sie nicht zu blenden. Entdecken Sie die Vorteile der neuen E-Klasse und profitieren Sie von einem attraktiven Flottenrabatt. Mehr Informationen erhalten Sie bei Ihrem Mercedes-Benz Partner oder unter [www.mercedes-benz.ch/fleet](http://www.mercedes-benz.ch/fleet)

E 200 T-Modell ab	CHF 59 900.-
Ihr Preisvorteil	<b>CHF 8000.-</b>
Barkaufpreis	CHF 51 900.-*
4,9 % Leasing ab	CHF 939.-/Mt.**



## Bulletin: Risiko

### 4 Augenblick mal!

Momentaufnahmen von Menschen, die soeben etwas gewagt haben.

### I 2 Mut tut gut

Ein Plädoyer für Tatendrang, Vernunft und Optimismus.

### I 6 50 Risiken der Welt

Wohlstandsgefälle, Korruption, Klimawandel, Cyber-Attacken: Was uns bedroht.

### 20 Robert J. Shiller

Der US-Ökonom über seinen krisenfesten Glauben an die Finanzbranche.



### 24 Was sagt Ihr Gefühl?

Quiz: Testen Sie, ob Sie Ihrer Wahrnehmung trauen können.

### 27 So rechnet es sich

Darauf zählen Investoren: Neue Methoden zum Einschätzen finanzieller Risiken.

### 28 Einsatz am Krisenherd

Beim IKRK geht es um Leben und Tod – für die Opfer und für die Mitarbeiter.

### 32 Alles schiefgelaufen

Für Operationen im Spital gibt es keine Garantie. Unser Autor hat erlebt, was das bedeutet.

### 36 Das Meer verzeiht nichts

Der gefährlichste Beruf der Welt: Reportage über die Krabbenfischer der Beringsee.



### 46 Am Anfang war's ein Spiel

Langsam, aber sicher: Wie die modernen Versicherungen entstanden sind.

### 50 Zucker von allen Seiten

Wie man ein Gesundheitsrisiko auch ganz anders sehen kann.

### 52 Flieg, Spinne, flieg

Tiere machen manchmal ganz schön riskante Sachen.

### 54 Die grosse Geldschwemme

Droht eine nächste Inflation? Wir wagen einen Ausblick.

### 56 Kleines Land, kleine Sorgen?

Auch bei den Risiken ist die Schweiz ein Sonderfall.

### 58 Galerie der Heldinnen

Mehr als symbolisch: Eine Hommage an Kämpferinnen, Vordenkerinnen, Pionierinnen.



### 68 Höher, schneller, verrückter

Die Jagd nach Rekorden hat nichts mit wahren Abenteuern gemeinsam. Ein Zwischenruf.

### 70 Federers Entscheidungen

Der Tennisstar über Momente auf und neben dem Platz, die seine Karriere prägten.

### 72 Der Start-up-Tourist

Bowei Gai reist um die Welt. Für sehenswürdig hält er nur eines: neugegründete Firmen.

### 76 Daten statt Worte

Für die Kurzweil: Risiken im Alltag, kurz und knapp.

### 80 Das Leben als Balanceakt

Illustriert von Jörn Kaspahl.

#### Zum Titelbild:

Stuntfrau in Los Angeles  
(Fotostrecke ab Seite 4)



#### Neu im App Store

Die App «News & Expertise», mit dem Bulletin und weiteren aktuellen Publikationen der Credit Suisse.

[www.credit-suisse.com/bulletin](http://www.credit-suisse.com/bulletin)



**Impressum:** Herausgeberin: Credit Suisse AG, *Inhaltskonzept, Redaktion:* Ammann, Brunner & Krobath AG ([www.abk.ch](http://www.abk.ch)), *Gestaltungskonzept, Layout, Realisation:* Crafft Kommunikation AG ([www.crafft.ch](http://www.crafft.ch)), *Fotoredaktion:* Studio Andreas Wellnitz, Berlin, *Druckvorstufe:* n c ag ([www.ncag.ch](http://www.ncag.ch)), *Druckerei:* Stämpfli AG, *Auflage:* 150000  
**Kontakt:** bulletin@abk.ch (Redaktion), abo.bulletin@credit-suisse.com (AbonnentenService)

# Gewagte Momente

So sieht's also aus: Wenn es brenzlig wird, heikel, gefährlich.

Wir haben Menschen rund um die Welt fotografiert nach genau  
jenem Augenblick, in dem sie etwas riskiert haben.

Aufgezeichnet von der Redaktion



**17:11 Uhr, 1. März  
Kangemi, Nairobi (Kenia)**

«Heute war ich 13 Stunden mit meinem Taxi unterwegs, vor allem im Slum von Kangemi. Das ist eine der ärmsten und unsichersten Gegenden. Vor fünf Jahren wurde ich entführt, geschlagen und ausgeraubt. Ein Freund von mir, auch er ein Matatu-Fahrer, wurde bei einem solchen Überfall getötet. Das kann hier jeden Tag passieren. Noch mehr aber fürchte ich die korrupten Polizisten. Sie finden immer einen Vorwand, um uns Taxifahrern Geld aus der Tasche zu ziehen.»  
— *Dancan Kimere Njoroge, 36, Sammeltaxi-Fahrer*

**16:00 Uhr, 7. März**  
**Sanlitun Soho, Peking (China)**

«Eigentlich bin ich Gerüstbauer, aber heute hatte ich im Liftschacht zu tun. Das Gebäude ist 37 Stockwerke hoch, das war ein Rauf und Runter. Es ist ein Job voller Risiken, ganz bestimmt einer der gefährlichsten, den es gibt. Aber ich schütze mich mit einem Helm und einem Gurt. Wenn man sich an die Sicherheitsvorschriften hält, braucht man keine Angst zu haben. Auch in grosser Höhe nicht.»

— She Qi Bin, 44, Gerüstbauer



**22:01 Uhr, 23. Februar**  
**Casa Ensamble, Bogotá (Kolumbien)**

«Im Theater kann immer etwas schiefgehen. Aber heute lief es prima. Ich hatte kein Lampenfieber, anders als einige der erwachsenen Schauspieler. Jetzt bin ich blass müde, denn wir haben das Stück zwei Mal aufgeführt. Es heisst ‹Habitación 3.3.3› und ist ziemlich verrückt. In einer Szene muss ich meine Mutter anschreien, das ist mir nicht gut gelungen, es wirkte nicht überzeugend. Später möchte ich Regisseurin werden. Habe ich ein Vorbild? Ja, mich.»

— Martina Toro Perez, 10, Schauspielerin, Schülerin





**16:31 Uhr, 27. Februar**  
**Riff Raff Studio, Los Angeles (USA)**

«Ich bin soeben durch ein Fenster gesprungen, mit Stöckelschuhen und im Abendkleid. Der Trick: Mit den Ellenbogen voran das Glas brechen, dann kommt der Körper durch. Gestern habe ich mich dabei leicht geschnitten. Aber so soll's ja sein: Ich kriege es ab, nicht der Schauspieler. Vor den Stunts bin ich immer nervös, das liebe ich. Es bedeutet, ich bin heiß, voll bei der Sache. Im Moment der Action: Adrenalin, da spüre ich nichts. Danach bin ich enthusiastisch und möchte es am liebsten gleich nochmals tun.»

— Heidi Pascoe, 36, Stuntfrau



**23:15 Uhr, 28. Februar  
Feuerwehrzentrale Ataba,  
Kairo (Ägypten)**

«Als wir zum Brandort kamen, einer Schuhmacherwerkstatt, hatte sich das Feuer bereits im ganzen Haus ausgebreitet. Wegen der Chemikalien in der Werkstatt war es sehr gefährlich. Zwei Menschen konnten wir retten, aber später fanden wir sechs Leichen. Dieser Anblick geht mir nicht so schnell aus dem Kopf. Ein Feuerwehrmann darf nicht ängstlich sein. Wenn du im Angesicht der Flammen zögerst, gerätst du in Panik, und es gerät ausser Kontrolle.»

— Essam Helal, 30, Feuerwehrmann

## **15:07 Uhr, 1. März Gösslwand, Steiermark (Österreich)**

«Ich bin heute mit einem Rückwärtssalto gestartet, als Extra-Kick, weil der Sprung von der Gösslwand nicht sehr schwierig ist. Etwa drei Sekunden freier Fall – das ist der schönste Moment beim Basejumperen –, dann noch eine Minute am Fallschirm. Angst habe ich nicht, die lähmst nur. Was es braucht, ist Konzentration und Respekt. Für mich ist das Risiko kalkulierbar: Ich mache nichts, wovon ich nicht weiß, dass ich es kann. Das ist der falsche Sport, um leichtsinnig zu sein.»

— Maria Steinmayer, 22, Basejumperin



**15:22 Uhr, 15. März**  
**Schloss Bümpliz, Bern (Schweiz)**

«Es flossen keine Tränen, aber sie waren uns zuvorderst. Als mir Fabian das Ja-Wort gab, hörte man, wie auch seine Mutter Ja sagte... Das war seltsam, aber herzergriffend. Wir sind seit zwölf Jahren ein Paar, mit Unterbruch – und wissen also aus Erfahrung, dass eine Beziehung nie auf sicher ist. Zur Ehe haben wir eine eher nüchterne Einstellung, wir haben uns kurzfristig zum Heiraten entschlossen. Bald kommt unser Kind zur Welt, dies wird das grosse Abenteuer sein.»

— Manuela Ruch, 33, Flight Attendant





**01:17 Uhr, 1. März  
Cotai, Macao (China)**

«Was ich heute verdient habe, behalte ich für mich. Nur so viel: Mir läuft's ziemlich gut. Ich spielt Omaha, das ist interessanter als Texas Hold'em. Meine Stärke: Ich kann die Gegner gut lesen, ich merke meist, wenn sie bluffen. Grosse Risiken gehe ich nur ein, wenn das Spiel eigentlich meine finanziellen Möglichkeiten überschreitet, aber zu viel Geld lockt, um aufzuhören. Aber grundsätzlich bin ich der Typ, der die Kontrolle über sein Geld hat – über Gewinne und Verluste.»

— Sailesh Verma, 32, Pokerspieler



A large, bold, black word "RIS" is displayed in a sans-serif font. The letter "I" is taller than the other two letters. A solid black rectangle is positioned above the letter "I".

# Eine Zumutung

Wir leben in der sichersten Welt aller Zeiten.  
Und trotzdem sehen wir überall Gefahr. Unser grösstes  
Risiko liegt genau darin: den Mut zu verlieren.

Von Wolf Lotter

# KO

WIE BAUT MAN SICHERE AUTOS? INDEM man die Anzahl Airbags erhöht und die elektronischen Fahrhilfen optimiert? Der kalifornische Wirtschaftswissenschaftler Armen Alchian geht einen anderen Weg: Er empfiehlt, Sicherheitsgurte samt Airbags abzumontieren und durch einen dolchartigen Metalldorn zu ersetzen, dessen Spitze auf das Herz des Fahrers gerichtet ist. In einem solchen Auto gilt die Devise: Wer abrupt bremst, verliert. Im schlimmsten Fall das Leben. Die Folge: Da jede Notbremung tödlich ist, rast niemand mehr, alle tuckern dahin, der gefährliche Verkehrsfluss wird zum beschaulichen Bächlein.

Alchians Gedankenspiel lehrt uns die Logik vom Gleichgewicht des Schreckens. Das kennen wir aus dem Kalten Krieg. Die Atomregale waren prallvoll, und Passivbleiben wurde zur Überlebensmaxime. Denn wenn jegliches Handeln im Selbstmord endet, tut man sicherheitshalber gar nichts. Es könnte ja etwas passieren. Bei Autos mit Dolchen am Lenkrad und bei

Atomraketen ist das sinnvoll. Aber sonst? Besonders in Krisenzeiten, die nach Veränderung und Bewegung verlangen? Da ist Nichtstun Selbstmord.

Nichtstun ist typisch für Gesellschaften, die etwas zu verlieren haben, wie unsere auf Konsum und Wohlstand basierende westliche Kultur. «Die Risikogesellschaft» nannte sie der deutsche Soziologe Ulrich Beck. Es ist eine Kultur, in der das Fürchten zum guten Ton gehört – und das Unterlassen ebenso.

Als «verantwortungsbewusst» gelten Intellektuelle, Politiker und Prominente dann, wenn sie Verbote und Regeln fordern. Tun sie nicht gut daran? Wer in Blogs stöbert, Zeitung liest, Fernsehen schaut, der hat schon lange den Eindruck, dass wir in der gefährlichsten aller Zeiten leben. Terror, Krieg, Atomgefahr, Klimakatastrophe und Gift im Essen sind tägliches Hintergrundrauschen, Finanz- und Schuldenkrise kommen dazu. Von Zukunft, einer guten zumal, redet kaum je-

mand mehr. Die Risikogesellschaft dreht sich um die eigenen Ängste. Sie ist sich selbst genug.

Risiko und Chancen, wir wissen es längst, sind zwei Seiten einer Medaille. Man kann sie nicht trennen. Risicare – der Stamm des Wortes Risiko – wurde von italienischen Seefahrern für die Technik der Umschiffung von Untiefen in Küstennähe gebraucht. Unsere geschäftstüchtigen Vorfahren wären aber nicht auf die Idee gekommen, sich dadurch vom Seehandel abbringen zu lassen. Das Risiko gehörte dazu, man sollte sich pragmatisch und nüchtern damit beschäftigen. Punkt.

In einer Gesellschaft, in der man etwas zu verlieren hat, gilt der Satz «Wer nicht wagt, gewinnt auch nicht» deshalb nur unter Vorbehalt. Wer schon genug hat, will vielleicht gar nichts mehr gewinnen und deshalb auch nichts mehr riskieren. Behalten genügt, Bewahren ist alles. Das prägt den Charakter ganzer Gesellschaften und Generationen. >

In den vergangenen vier Jahrzehnten, in denen sich die Risikogesellschaft formierte, sank gleichzeitig, das zeigen Studien, das grundlegende Vertrauen der Menschen in ihre Mitbürger – und zwar dramatisch. In breit angelegten Umfragen beantworteten noch zur Mitte der 1960er Jahre fast zwei Drittel der Amerikaner die Frage, ob man seinen Mitmenschen im Grossen und Ganzen vertrauen könne, mit «Ja». Drei Jahrzehnte später lag die Zustimmung bereits bei unter 30 Prozent. Die Risikogesellschaft ist eine Misstrauensgesellschaft. Sie entmutigt sich selbst und nimmt auch anderen die Courage.

Es gilt die Maxime: Nur wenn man alles schlechtredet, wird alles gut. Auf den Punkt gebracht hat das der deutsch-amerikanische Philosoph Hans Jonas, der in seiner «Verantwortungs-Ethik» die Doktrin aufstellte: «Der schlechten Prognose den Vorrang zu geben gegenüber der guten, ist verantwortungsbewusstes Handeln im Hinblick auf zukünftige Generationen.» Negative Übertreibungen führen demnach zu positiven Ergebnissen. Das hat mit Kritik und konstruktivem Zweifel nichts mehr

zu tun. Es ist Aberglaube, wenn man meint, dass man ein Unglück nur lange genug beschwören müsse, um es zu verhindern.

Das Risiko hat mit dem Schicksal aber nichts zu schaffen. Der Risikoforscher Otto-Peter Obermeier hat es «eine rationale Antwort auf archaisches Fühlen» genannt. Man will ein Unglück nicht einfach hinnehmen, sondern verstehen, wie es dazu kam, um es künftig verhindern zu können. Der Willkür des Lebens setzt man die Vernunft entgegen, und so wird, wie Obermeier schreibt, das Risiko der «auf Empirie und Wissenschaften basierende Nachfolgebegriff des mythen schwangeren Schicksals». Risiko ist immer kalkuliert. Es verändert Leitbilder. Die alten Helden, die Helden, die von der Antike bis zum Ende des Mittelalters gross in Mode waren, werden allmählich durch nüchterne, pragmatische, logisch denkende Risikobewusste ersetzt. Statt Helden regieren nun Unternehmer – und die wägen ab und verteilen das Risiko ihrer Projekte auf viele Köpfe. Die Risikoverteilung wird typisch für die moderne Gesellschaft, und man erkennt sie nicht nur in Versicherungen und der Organisation des Gemeinwesens. Auch der Erfolg ist keine Schicksalsfrage mehr.

Das ist gut für die Menschen, aber eben auch öde. Früher war mehr Action. Den Risikogesellern ist langweilig.

Sie sehnen sich nach Gefahr, sie regen sich künstlich auf und an. Das ist eine subtile Protestform gegen die Sicherheitskultur. In den 50er Jahren war es der Rock 'n' Roll, dann kamen Beat, Pop und Hippies, die 68er, die Punks und ihr genaues Gegen teil, die Yuppies, die Fundamentalisten und was sonst noch alles gegen den Mainstream antritt.

Die Leute brauchen ihren Kick. Das ist übrigens ein Wort aus der Drogensprache, das den Augenblick bezeichnet, in dem der «Stoff» im Gehirn zu wirken beginnt – und damit der Rausch. Drogen sind etwas für Leute, die die Wirklichkeit nicht ertra-

# Das Projekt des kalkulierten Risikos war so erfolgreich, dass es vielen heute nötig scheint, die Gefahr künstlich herzustellen.

# Mut ist das Gegengift zur Krise. Wer sich Mut macht, der baut Optimismus auf. Genau dieser Stoff aber ist bei uns zur Mangelware geworden.

gen, die Realität als lustlos und langweilig empfinden. Das muss nicht an der Nadel enden. Auch «Adrenalin-Junkies», wie sich die Extremfreizeitsportler selbst nennen, gehören dazu. Sie suchen Gefahren, die es in der modernen Welt kaum mehr gibt. Das Projekt des kalkulierten Risikos war tatsächlich so erfolgreich, dass es vielen heute nötig scheint, der Gefahr nachzutrauen und sie künstlich herzustellen. Die Moderne leidet darunter, dass sie mehr als jede Epoche vor ihr den Menschen Wohlstand und Sicherheit gebracht hat. So kommt es, dass Leute, die im Alltag jedes Risiko scheuen, am Wochenende an Gummiseilen von Autobahnbrücken springen oder sich mit Mountainbikes zur Schlaganfallsgrenze hocharbeiten. Im Beruf ist Risikovermeidung die oberste Maxime, in der Freizeit besteht Kick-Pflicht.

Am Montag herrscht dann wieder Bremsverhalten und Angst. Das eine lähmt, das andere macht dumm. Angst bedeutet in ihrem lateinischen Stamm «angustia» so viel wie Beengung. Die Angst bildet mit dem Schicksal von jeher eine Nutzgemeinschaft. Die Angst bezieht sich aufs Unwägbare und Unbekannte, auf alles, was man nicht ändern kann. Die Furcht hingegen ist etwas anderes: Sie bezieht sich auf Konkretes, Reales. Angst lähmt, Furcht führt zur Veränderung.

Vielleicht ist die Risikogesellschaft alten Musters auch bald am Ende. Die von ihr mitverursachten Krisen kann sie nicht lösen, denn die haben ihre Wurzeln im Wesentlichen im Zaudern und Zittern, im Zögern und in Handlungsblockaden. Die Menschen scheinen das ganz gut zu wissen – das zeigen die Ergebnisse von Langzeitstudien wie dem Credit Suisse Sorgenbarometer, wo die Menschen regelmässig überraschend zuversichtlich sind: Die Mehrheit der Schweizer Stimmberichtigten schätzt gemäss der aktuellsten Erhebung die wirtschaftliche Lage als stabil ein, ein Fünftel ist gar von einer Verbesserung überzeugt.

Auch das deutsche Pendant, «Die Ängste der Deutschen», weist für das Krisenjahr 2011 viel Optimismus bei den Bürgerinnen und Bürgern aus. Der wissenschaftliche Berater dieser Studie, der Heidelberger Politologe Professor Manfred G. Schmidt, rät Politikern, mal einen Blick auf die Ergebnisse zu werfen. Die Menschen hätten ein gutes Gespür entwickelt für echte Probleme und falsche Risiken. Man muss sie nur ernst nehmen, sagt Schmidt, ihnen «Mut machen».

Darum geht es: um Ermutigung, auch wenn das den Anhängern der alten Risikogesellschaft, die nichts verändern, aber alles miesmachen, als Zumutung erscheint. Mut überwindet die Angst und löst Probleme. Mut ist das Gegengift zur Krise. Wer sich Mut macht, der baut Optimismus auf. Genau dieser Stoff ist in der Risikogesellschaft zur Mangelware geworden und so selten, dass die meisten gar nicht mehr wissen, wozu Optimismus gut ist: Er spornt an, gerne Entscheidungen zu treffen. Der Zürcher Psychologe Andreas Dick beschreibt das in seinem Buch «Mut – Über sich hinauswachsen» so: «Mut ist eine mit Klugheit und Besonnenheit gewonnene Erkenntnis darüber, was in einem bestimmten Moment richtig und was falsch ist.»

Das ist nicht die Beschreibung eines Gefühls, sondern ein Plädoyer für die Vernunft. Wir brauchen solche Einsichten –

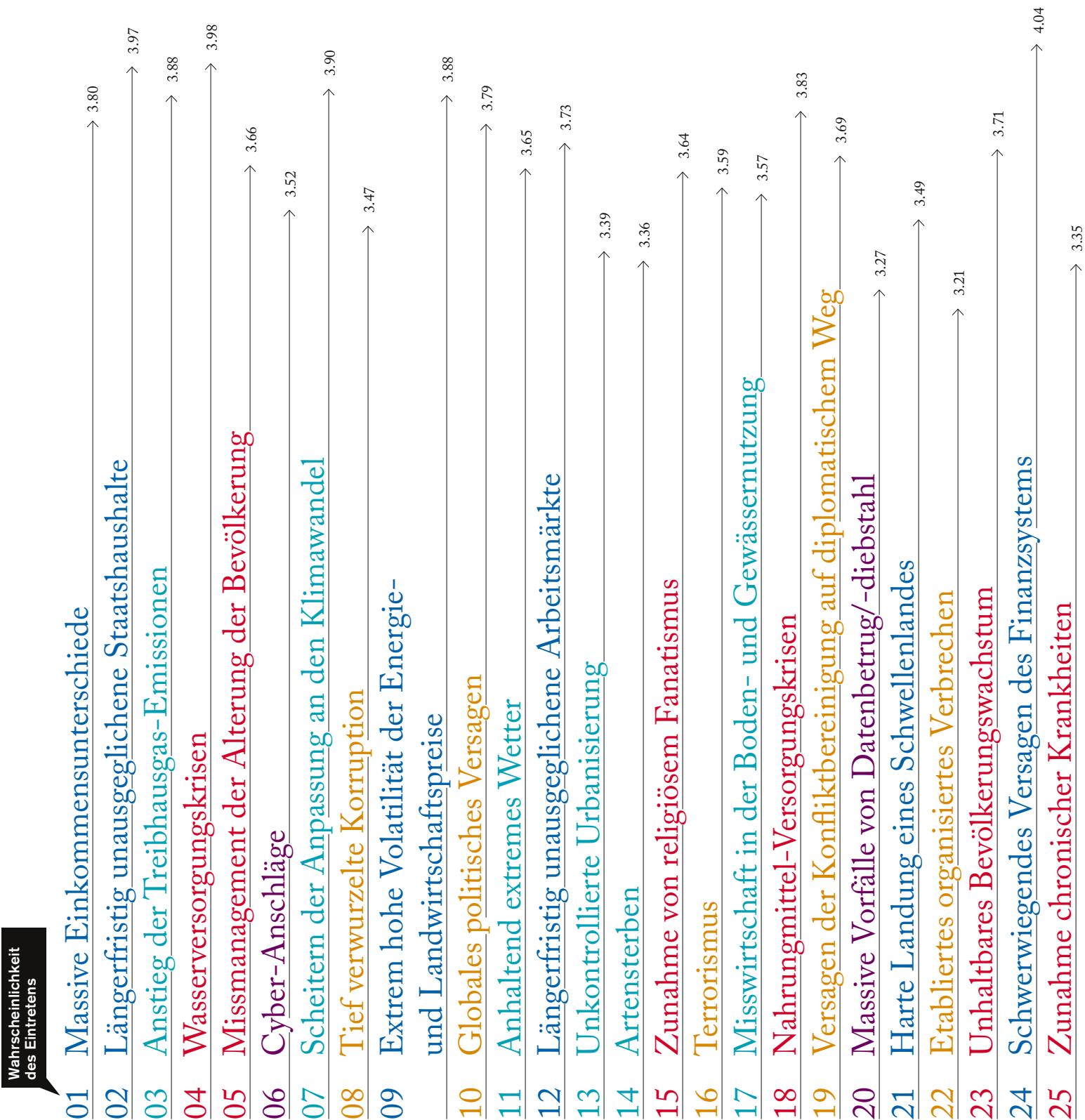
und weder alte Helden noch langweilige Angsthasen, die sich als Risikogesellschafter um Entscheidungen drücken, weil die ihre Komfortzonen stören.

Zugegeben, das ist nichts Neues. Es ist das, was Immanuel Kant 1784 in seiner Schrift «Was ist Aufklärung» klargemacht hat: Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen. Das ist Arbeit, macht auch Mühe und ist manchmal eine echte Zumutung. Und es hat ein hohes Risiko: Alles kann sich verändern.

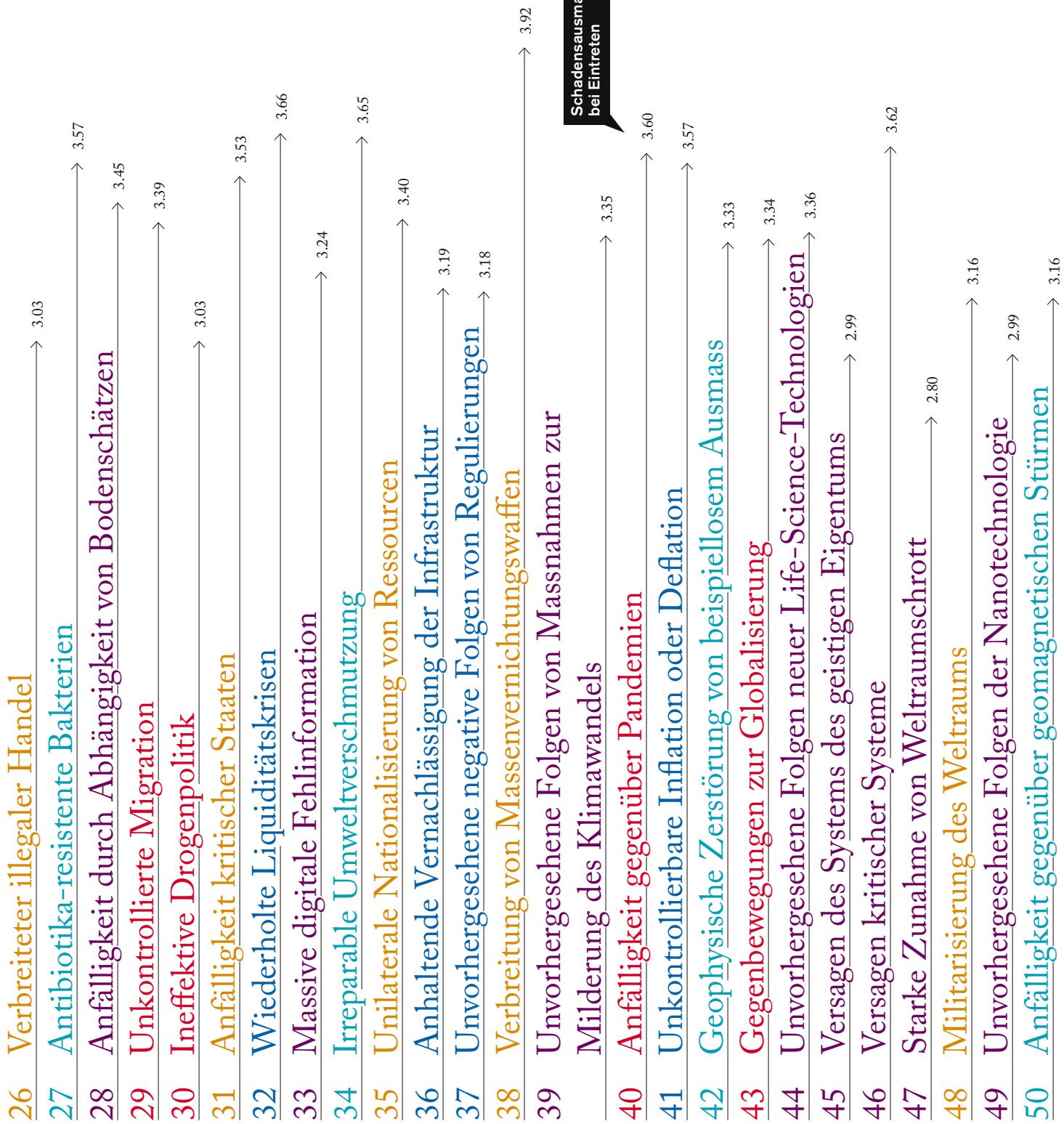
Doch die Chancen, dass es sich zum Besseren wendet, stehen hervorragend. □

**Wolf Lotter** ist Journalist und Autor. Er schreibt die Leitartikel zu Grundsatzthemen von Wirtschaft und Gesellschaft im Wirtschaftsmagazin «brand eins». Im Herbst dieses Jahres erscheint sein neues Buch «Zivilkapitalismus» (Pantheon/Random House).

**Die 50 globalen Risiken** Die Welt ist ein unsicherer Ort. Über 1000 Experten haben beurteilt, welche Bedrohungen am ehesten eintreten (Rangliste) und welchen Schaden diese verursachen können (Pfeillänge). Einkommensunterschiede stehen fürs Jahr 2013 an der Spitze.



Quelle: World Economic Forum



- Wirtschaftliche Risiken
- Umweltrisiken
- Geopolitische Risiken
- Gesellschaftliche Risiken
- Technologische Risiken

# Definitionen der 50 globalen Risiken

Technologische Risiken	
<b>48 Militarisierung des Weltraums</b> Kommerzielle, zivile oder militärische Raumfahrtanlagen und die zugehörigen Bodensysteme werden zu militärischen Zielen, wodurch ein bewaffneter Konflikt ausgelöst werden oder eskaliert werden kann.	<b>01 Cyber-Anschläge</b> Staatliche oder durch regierungsnahen Akteure ausgeführte kriminelle oder terroristische Cyber-Anschläge.
<b>02 Massive Vorfälle von Datenbetrug und Datendiebstahl</b> Kriminelle oder unrechtmäßige Nutzung privater Daten in einem noch nie da gewesenen Ausmass.	<b>20 Massive Vorfälle von Datenbetrug und Datendiebstahl</b> Kriminelle oder unrechtmäßige Nutzung privater Daten in einem noch nie da gewesenen Ausmass.
<b>04 Wasserversorgungskrisen</b> Abnahme der Qualität und Quantität von Süßwasser in Kombination mit einem zunehmenden Wettbewerb zwischen ressourcenintensiven Systemen wie z. B. der Nahrungsmittel- und Energieproduktion.	<b>28 Anfälligkeit durch Abhängigkeit von Bodenschätzten</b> Zunehmende Abhängigkeit ganzer Industrien von Bodenschätzten, die nicht verbreitet abbaut werden und bei welchen die Erschließung neuer Quellen vom Abbau bis zur Marktfähigkeit einen hohen Zeitaufwand erfordert.
<b>05 Missmanagement der Alterung der Bevölkerung</b> Die steigenden Kosten und die sozialen Probleme im Zusammenhang mit der Alterung der Bevölkerung werden nicht angegangen.	<b>33 Massive digitale Fehlinformation</b> Absichtlich provokative, irreführende oder unvollständige Information, die sich rasch, flächendeckend und mit gefährlichen Konsequenzen verbreitet.
<b>15 Zunahme von religiösem Fanatismus</b> Rücksichtlose sektiererische Gesinnungen, die zur Polarisierung von Gesellschaften führen und regionale Spannungen verschärfen.	<b>39 Unvorhergesehene Folgen von Massnahmen gegen den Klimawandel</b> Bestrebungen im Bereich Geo-Engineering oder zur Entwicklung erneuerbarer Energien resultieren in neuen, komplexen Herausforderungen.
<b>21 Harte Landung eines Schwellenlandes</b> Abrupte Verlangsamung des Wirtschaftswachstums in einem kritischen Schwellenland.	<b>44 Unvorhergesehene Folgen von Gentechnologie und der synthetischen Biologie</b> Folgen neuer Life-Science-Technologien Neue Erkenntnisse in der Gentechnologie und der synthetischen Biologie haben unbedachte Folgen, führen zu Unfällen oder werden für kriegerische Zwecke missbraucht.
<b>24 Schwerwiegendes Versagen des Finanzsystems</b> Zusammenbruch eines systemrelevanten Finanzinstituts oder einer systemrelevanten Währungsordnung mit Implikationen für das gesamte globale Finanzsystem.	<b>32 Wiederholte Liquiditätskrisen</b> Wiederholte Unterversorgung mit liquiden Mitteln seitens Banken und Kapitalmärkten.
<b>36 Anhaltende Vernachlässigung der Infrastruktur</b> Chronisches Versäumnis, in neue Infrastruktur bzw. in die Erneuerung und Instandhaltung bestehender Infrastruktur zu investieren.	<b>50 Anfälligkeit gegenüber geomagnetischen Stürmen</b> Kritische Kommunikations- und Navigationssysteme werden durch die Auswirkungen heftiger Sonneneruptionen (Flares) blockiert.
<b>39 Anfälligkeit gegenüber geomagnetischen Stürmen</b> Kritische Kommunikations- und Navigationssysteme werden durch die Auswirkungen heftiger Sonneneruptionen (Flares) blockiert.	<b>25 Zunahme chronischer Krankheiten</b> Zunehmende Belastung durch Krankheiten und langfristige Behandlungskosten bedrohen die jüngsten Gewinne an Lebenserwartung und -qualität.

## 37 Unvorhergesehene negative Folgen von Regulierungen

Regulierungen erzielen nicht den erwünschten Effekt und haben stattdessen negative Auswirkungen auf Industrie, Kapitalflüsse und Wettbewerb.

### 41 Unkontrollierbare Inflation oder Deflation

Ausbleiben adäquater Massnahmen bei extremem Anstieg oder Fall der Kaufkraft im Verhältnis zu Preisen und Löhnen.

#### Umweltrisiken

### 03 Anstieg der Treibhausgas-Emissionen

Regierungen, Unternehmen und Konsumenten versäumen es, die Treibhausgasemissionen zu reduzieren und die Kohleflöze zu vergrößern.

### 07 Scheitern der Anpassung an den Klimawandel

Regierungen und Wirtschaft gelingt es nicht, wirksame Massnahmen zum Schutz von Klimawandel betroffenen Bevölkerungen und Unternehmen zu erlassen oder durchzusetzen.

### 11 Anhaltend extremes Wetter

Zunehmende Schäden im Zusammenhang mit einer höheren Konzentration von Grundbesitz in Risikogebieten, mit der Urbanisierung oder mit häufiger auftretenden extremen Wetterereignissen.

### 13 Unkontrollierte Urbanisierung

Schlechte Stadtplanung und die Ausdehnung der Städte einschließlich der zugehörigen Infrastruktur verstärken die Treiber der Umweltzerstörung und sind unwirksam im Kampf gegen die Landflucht.

### 14 Artensterben

Drohender irreversibler Verlust von Biodiversität durch die Ausrottung von Arten oder durch einen Zusammenbruch des Ökosystems.

### 17 Misswirtschaft in der Boden- und Gewässernutzung

Abholzung, Umleitung von Wasserrouten, Abbau von Bodenschätzchen und andere die Umwelt verändernde Eingriffe mit verheerenden Auswirkungen auf Industrie, Kapitalflüsse und Wettbewerb.

## Geopolitische Risiken

### 08 Tiefverurzelte Korruption

Der weit verbreite und tief verwurzelte Missbrauch von anvertrauten Machtpositionen, um sich private Vorteile zu verschaffen.

### 10 Globales politisches Versagen

Schwache oder ungeeignete globale Institutionen, Abkommen oder Netzwerke behindern – in Kombination mit konkurrenzierten nationalen oder politischen Interessen – Kooperationsbemühungen zur Beseitigung globaler Risiken.

#### Umweltrisiken

### 03 Anstieg der Treibhausgas-Emissionen

Regierungen, Unternehmen und Konsumenten versäumen es, die Treibhausgasemissionen zu reduzieren und die Kohleflöze zu vergrößern.

### 07 Scheitern der Anpassung an den Klimawandel

Regierungen und Wirtschaft gelingt es nicht, wirksame Massnahmen zum Schutz von Klimawandel betroffenen Bevölkerungen und Unternehmen zu erlassen oder durchzusetzen.

### 11 Anhaltend extremes Wetter

Zunehmende Schäden im Zusammenhang mit einer höheren Konzentration von Grundbesitz in Risikogebieten, mit der Urbanisierung oder mit häufiger auftretenden extremen Wetterereignissen.

### 13 Unkontrollierte Urbanisierung

Schlechte Stadtplanung und die Ausdehnung der Städte einschließlich der zugehörigen Infrastruktur verstärken die Treiber der Umweltzerstörung und sind unwirksam im Kampf gegen die Landflucht.

### 14 Artensterben

Drohender irreversibler Verlust von Biodiversität durch die Ausrottung von Arten oder durch einen Zusammenbruch des Ökosystems.

### 17 Misswirtschaft in der Boden- und Gewässernutzung

Abholzung, Umleitung von Wasserrouten, Abbau von Bodenschätzchen und andere die Umwelt verändernde Eingriffe mit verheerenden Auswirkungen auf Industrie, Kapitalflüsse und Wettbewerb.

## 45 Versagen des Systems des geistigen Eigentums

Verschwinden des geistigen Eigentums als effektives, internationales System zur Stimulierung von Innovation und Investitionen.

### 46 Versagen kritischer Systeme

Die Anfälligkeit von Systemen durch Fehlfunktionen einzelner Komponenten führt zu einem kaskadenförmigen Versagen von entscheidenden Informations-Infrastrukturen und -Netzwerken.

### 47 Starke Zunahme von Weltraumschrott

Die schnelle Zunahme von Weltraumschrott in stark frequentierten Erdumlaufbahnen gefährdet kritische Satelliten-Infrastruktur.

### 49 Unvorhergesehene Folgen der Nanotechnologie

Die Manipulation von Materialien auf atomarer und molekularer Ebene lässt Bedenken hinsichtlich der Toxizität von Nanomaterial auftreten.



### 40 Anfälligkeit gegenüber Pandemien

Inadäquate Seuchenüberwachung, Versagen der internationalen Koordination und fehlende Kapazitäten in der Impfstoffproduktion.

### 43 Gegenbewegungen zur Globalisierung

Widerstand gegen eine weitere Zunahme der grenzüberschreitenden Mobilität von Arbeit, Gütern und Kapital.

## ERLÄUTERUNG

Das World Economic Forum (WEF) veröffentlicht jährlich einen Global Risk Report. Über 1000 Experten aus Wirtschaft, öffentlicher Hand und Wissenschaft bewerten 50 globale Risiken danach, wie sie die Welt in den nächsten zehn Jahren beeinflussen werden. Die vorliegenden Resultate stammen aus «Global Risks 2013», der achten Ausgabe des Reports.

## 29 Unkontrollierte Migration

Massenmigration, gefördert durch Ressourcenknappheit und Umweltzerstörung sowie durch fehlende Chancen, Sicherheit oder soziale Stabilität.

### 30 Ineffektive Drogenpolitik

Anhaltende Unterstützung für eine Drogenpolitik, die den Konsum illegaler Drogen nicht verringert, sondern im Gegenteil kriminelle Organisationen in ihrem Tun ermutigt und zugleich Drogenkonsumtren stigmatisiert und die öffentlichen Mittel aufbraucht.



### 19 Versagen der Konfliktbereinigung auf diplomatischem Weg

Die Eskalation internationaler Dispute in bewaffnete Konflikte.

### 22 Etabliertes organisiertes Verbrechen

Sehr gut organisierte und sehr agile, global aktive kriminelle Netzwerke.

### 26 Verbreiterter illegaler Handel

Unkontrollierte Ausbreitung von illegalem, globalem Handel mit Gütern und Menschen.

### 31 Anfälligkeit kritischer Staaten

Schwacher Staat von hoher wirtschaftlicher und geopolitischer Bedeutung, der mit grosser Wahrscheinlichkeit kollabieren wird.

### 35 Unilaterale Nationalisierung von Ressourcen

Staaten erlassen auf unilateralem Weg Ausfuhrsperrern für wichtige Rohstoffe, legen Reservevorräte an und enteignen natürliche Ressourcen.

### 38 Verbreitung von Massenvernichtungswaffen

Die Verfügbarkeit von nuklearen, chemischen, biologischen und radiologischen Technologien und Materialien löst Krisen aus.

## 45 Versagen des Systems des geistigen Eigentums

Verschwinden des geistigen Eigentums als effektives, internationales System zur Stimulierung von Innovation und Investitionen.

### 46 Versagen kritischer Systeme

Die Anfälligkeit von Systemen durch Fehlfunktionen einzelner Komponenten führt zu einem kaskadenförmigen Versagen von entscheidenden Informations-Infrastrukturen und -Netzwerken.

### 47 Starke Zunahme von Weltraumschrott

Die schnelle Zunahme von Weltraumschrott in stark frequentierten Erdumlaufbahnen gefährdet kritische Satelliten-Infrastruktur.

### 49 Unvorhergesehene Folgen der Nanotechnologie

Die Manipulation von Materialien auf atomarer und molekularer Ebene lässt Bedenken hinsichtlich der Toxizität von Nanomaterial auftreten.

### 40 Anfälligkeit gegenüber Pandemien

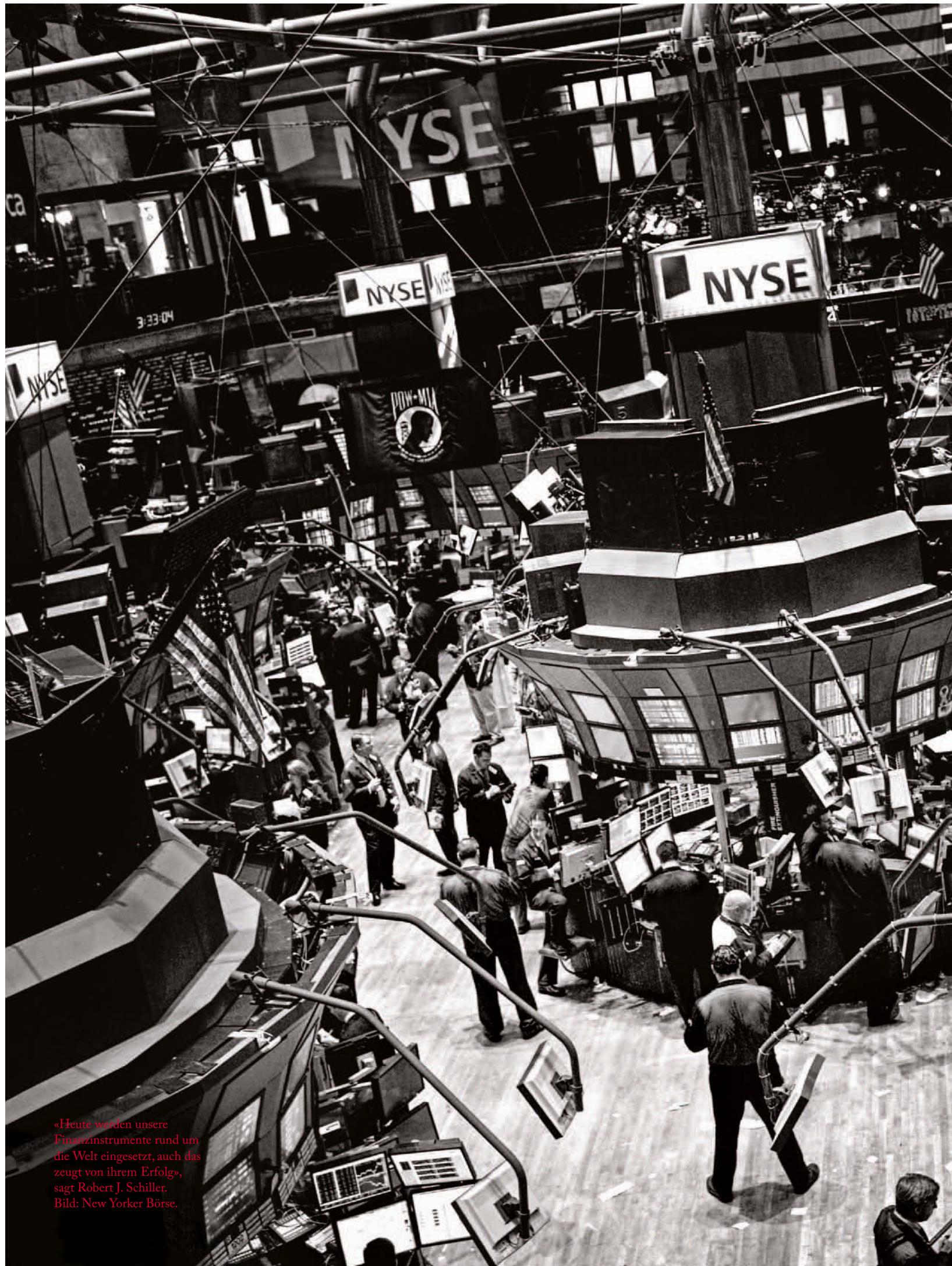
Inadäquate Seuchenüberwachung, Versagen der internationalen Koordination und fehlende Kapazitäten in der Impfstoffproduktion.

### 43 Gegenbewegungen zur Globalisierung

Widerstand gegen eine weitere Zunahme der grenzüberschreitenden Mobilität von Arbeit, Gütern und Kapital.

## ERLÄUTERUNG

Das World Economic Forum (WEF) veröffentlicht jährlich einen Global Risk Report. Über 1000 Experten aus Wirtschaft, öffentlicher Hand und Wissenschaft bewerten 50 globale Risiken danach, wie sie die Welt in den nächsten zehn Jahren beeinflussen werden. Die vorliegenden Resultate stammen aus «Global Risks 2013», der achten Ausgabe des Reports.



«Heute werden unsere Finanzinstrumente rund um die Welt eingesetzt, auch das zeugt von ihrem Erfolg», sagt Robert J. Shiller.

Bild: New Yorker Börse.



Foto: Paolo Pellegrin / Magnum Photos

# «Angst darf Innovation nicht hemmen»

Robert J. Shiller hat zwei Krisen vorausgesehen, doch sein Glaube an die Finanzbranche ist unerschüttert. Der führende US-Ökonom über die Risiken des heutigen Systems, die gute Seite des Kapitalismus und über Psychotherapien.

Von Daniel Ammann und Simon Brunner

*Als einer der weltweit einzigen Ökonomen haben Sie das Ende sowohl der Immobilien- als auch der Internetblase vorhergesagt. Trotzdem ist Ihr neues Buch eine Art Liebeserklärung an die Finanzbranche. Wie passt das zusammen?*

Der Wortstamm «finanz-» kommt vom lateinischen «finis» – Ziel. Dafür sind die Innovationen der Finanzbranche da: Sie bringen Leute dazu, effizient und konstruktiv auf ein Ziel hin zusammenzuarbeiten. Ein grosser Teil des Fortschritts in der Geschichte kommt von der Innovationskraft der Finanzwelt.

## Zum Beispiel?

Die Erfindung der Aktiengesellschaft ermöglichte hellen Köpfen, aus einer Idee gemeinsam eine Firma zu gründen. Und die Firma kann auch noch bestehen, wenn die ursprünglichen Besitzer ausscheiden. Oder die «begrenzte Haftung», eine etwas spätere Erfindung. Sie garantiert,

>

dass sich das persönliche Risiko auf den Anteil beschränkt, den man in eine Firma investiert. Das ist fundamental. Würde man mit seinem ganzen Vermögen haf-ten, könnte jede einzelne Aktie den Ruin bedeuten. In der Konsequenz gäbe es fast kein Kapital auf den Märkten.

*Nicht alle Finanz-Innovationen haben derart positive Auswirkungen.*

Viele Instrumente wurden skeptisch betrachtet, als das erste Mal mit ihnen experimentiert wurde – so auch die Idee der geteilten Eigentümerschaft in einer Aktiengesellschaft oder die beschränkte Haftung. Waren die Erfahrungen gut, wurden die Instrumente sofort kopiert. Das ist die Geschichte des Fortschritts. Heute werden unsere Finanzinstrumente rund um die Welt eingesetzt, auch das zeugt von ihrem Erfolg.

*Das britische Wirtschaftsmagazin «The Economist» bezeichnete Sie unlängst als «Kassandra», die das Unheil voraussieht, aber bei ihrer Umgebung kein Gehör findet, gleichzeitig aber auch als «Pangloss», nach dem Radikal-Optimisten von Voltaire. Viele Menschen stehen der Finanzbranche heute einiges kritischer gegenüber als Sie.*

Schon Jesus sagte: «Denn es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher in das Reich Gottes komme.» Es gibt eine lange Geschichte der Finanzkritik: Die meisten Religionen der Welt preisen Grosszügigkeit als eine Tugend der Menschheit. Die Finanzwissenschaften anerkennen aber auch die egoistische Seite der menschlichen Natur. Hier liegt ein Konfliktpotenzial.

*Ist das die Hauptursache der gegenwärtigen Krise?*

Sie ist das Resultat von verschiedenen Faktoren. Am schlimmsten war die weitverbreitete Auffassung in den USA, dass die Preise von Häusern nicht sinken kön-nen. Es gab also keinen Grund, sich um Spekulationsblasen zu sorgen, die Behörden und Zentralbanken unternahmen wenig. Das ist etwas, was wir korrigieren können und zu einem gewissen Masse schon getan haben.

*Wurden Ihrer Ansicht nach sogar schon zu viele neue Regulierungen eingeführt?*

Es ist schwierig, Regulierung zu quantifizieren. Das herrschende politische Klima könnte aber tatsächlich dazu führen, dass man aus Angst vor weiteren Krisen Innovationen des Finanzsystems hemmt, weil man sich nicht mehr getraut, Risiken einzugehen. Wichtig finde ich, dass die Regulierungen nicht von der Regierung alleine kommen, sondern von der Wirtschaft mitgetragen werden, also zum Beispiel von den Berufsverbänden ausgearbeitet und mitbestimmt werden. Sie sehen die Probleme meist konkreter als die Leute im Parlament.

*Welche Risiken machen Sie in diesem Bereich heute aus?*

Die Krise dauert nun schon lange – sie begann vor sechs Jahren! Viele Volkswirtschaften sind noch heute am Kämpfen. Die grosse Depression in den 30er Jahren begann ähnlich wie heute mit einer finan-

**«Es ist zentral,  
dass wir eine durchlässige  
Gesellschaft bleiben,  
wo jede und jeder eine  
Chance hat und  
dazugehören kann.»**

ziellen Krise und – so absurd es klingt – es wurde erst wieder besser mit dem Zweiten Weltkrieg, er war ein wirtschaftlicher Stimulus. Viele Länder sind heute in ihrer Austeritätspolitik gefangen und übertreiben es fast mit dem Sparen. Es kann gut sein, dass wir derzeit in einer längeren Periode mit geringem Wachstum leben. Zudem bin ich bin besorgt, dass die Ungleichheit noch weiter zunimmt in den nächsten Jahren.

*Haben Sie dafür Anzeichen?*

Das Einkommen der Medianhaushalte in den USA ist bereits am Sinken. Das ist ein dramatisches Zeichen.

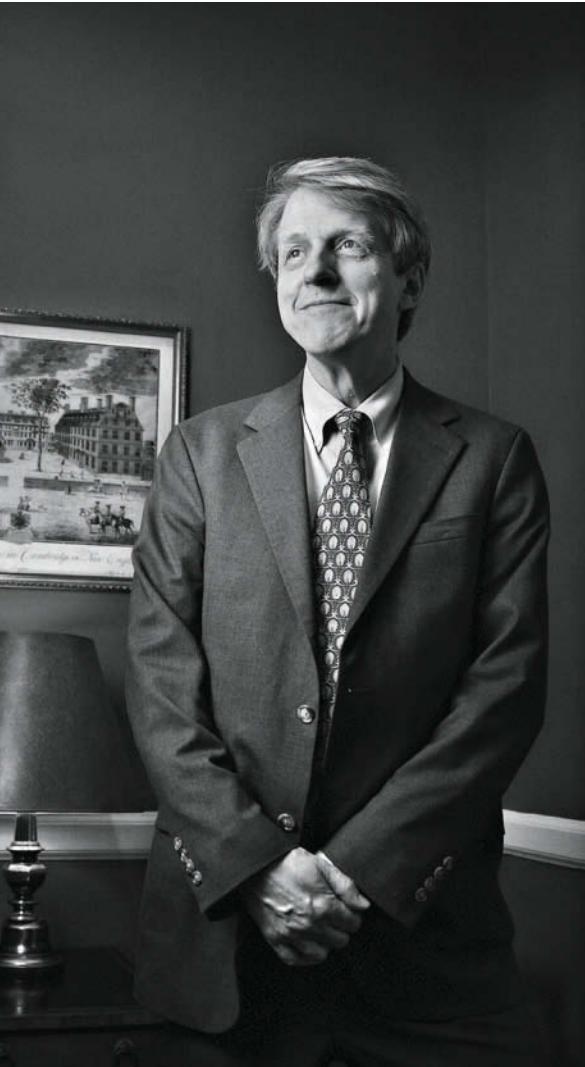
*Sie sehen das Gleichgewicht in der Gesellschaft gefährdet?*

Es ist zentral, dass wir eine durchlässige Gesellschaft bleiben, wo jede und jeder eine Chance hat und dazugehören kann. Dann werden Vermögensunterschiede eher toleriert. Ein dramatisches Beispiel: Joseph Stalin glaubte, er könnte die Wut der einfachen Bauern gegen die Kulaken, gegen die wohlhabenden Bauern, ausnutzen. Aber die einfachen Bauern wollten die Kulaken nicht erschiessen. Warum? Sie hatten Freunde unter ihnen. Die Gesellschaft muss durchmischt bleiben, alle müssen dazugehören.

*Sie wollen mit Finanzinstrumenten zu einer «Good Society» beitragen, zu einer besseren Welt. Das klingt zurzeit, diplomatisch ausgedrückt, etwas gewagt.* Überhaupt nicht. In den letzten Jahren gab es viele Innovationen in der Branche, welche die «Good Society» fördern. Zum Beispiel die «Social Impact Bonds» aus Grossbritannien. Nehmen wir das Peterborough-Gefängnis im Norden Londons, das eine sehr hohe Rückfallquote hat. Die Non-Profit-Organisation «Social Finance» vereinbarte mit der Regierung, dass sechs Millionen Pfund ausbezahlt werden, sollte die Rückfallquote in einer gewissen Zeit auf ein klar definiertes Niveau sinken. «Social Finance» emittierte dann eine Anleihe. Mit dem Kapital wurden Massnahmen ergriffen, damit die entlassenen Häftlinge weniger delinquieren. Wird das Ziel erreicht, werden die sechs Millionen an die Investoren ausgeschüttet. Das ist eine private Lösung für ein öffentliches Problem. Solche Beispiele gibt es viele.

*Die klassische ökonomische Lehre geht von einem rationalen, nutzenmaximierenden Menschen aus. Dieser ist nicht unbedingt an der «Good Society» interessiert.*

Der Ökonom Kenneth E. Boulding zeigte schon vor Jahrzehnten, wie weit wir vom «Homo Oeconomicus» entfernt sind. Die Menschen sind viel abhängiger von einander, als die pure Nutzfunktion vorgibt. Auch Grosszügigkeit scheint ein angeborener Zug zu sein, das hat Ernst Fehr



**Robert J. Shiller.** Der 67-Jährige ist Wirtschaftsprofessor an der Yale University und einer der hundert meistzitierten Ökonomen der Welt. Neben akademischen Publikationen hat er mehrere Bücher verfasst, das bekannteste ist «Irrational Exuberance» («Irrationaler Überschwang»). Sein jüngstes Buch, «Finance and the Good Society» («Märkte für Menschen»), ist auf Deutsch im Campus-Verlag erschienen.

von der Universität Zürich gezeigt: Man ist grosszügig und nett mit Menschen, die man selber als solche wahrnimmt. Wir wollen eine Gesellschaft, welche sich auf die «Goldene Regel» besinnt: «Behandle andere so, wie du von ihnen behandelt werden willst.» Menschen sind nicht immer gut, natürlich nicht, aber sie werden besser, wenn man Grosszügigkeit fördert. Auch da können Finanzinstrumente helfen.

*Ihre Frau ist Psychotherapeutin. Wie unterscheiden sich Ihre Weltanschauungen?* Sie findet andauernd, ich brauche eine Therapie (lacht). Im Ernst; mein ursprüngliches Verständnis von Ökonomie hat sich stark verändert und nimmt die psychologische Komponente stärker auf. Wir sind seit 36 Jahren verheiratet, wir verbringen viel Zeit miteinander und unterdessen lesen wir meist die gleichen Bücher. Aktuell interessieren wir uns stark für die Neurowissenschaften – und ich speziell für die Unterdisziplin der Neuroökonomie. Diese Ansätze werden unser Denken prägen in den nächsten Dekaden.

#### *Zum Beispiel?*

Der erwähnte Ernst Fehr hat das Hirn von Menschen gescannt, während sie ein aggressives Spiel spielen. Er fand Regionen, die aktiv sind, wenn es um «Schadenfreude» ging. Vieles ist vorprogrammiert in unserem Hirn, wir funktionieren automatischer, als uns vielleicht lieb wäre.

#### *Wer ist finanziell erfolgreicher: Sie oder Ihre Frau?*

Das dürfte ich sein. Meine Frau ist eine sehr grosszügige, warmherzige Person. Sie ist Therapeutin, spezialisiert auf Kinder. Einen Grossteil der Arbeit macht sie gratis, ein Patient kommt seit zehn Jahren umsonst zur ihr. Er kann es sich nicht leisten.

#### *Stört Sie das?*

Nein. Wir verdienen genügend Geld. Meine Frau macht etwas Gutes für die Gesellschaft, das unterstütze ich.

#### *Was ist Ihr eigener Beitrag zur «Good Society»?*

Ich habe mindestens 3000 Finanzstu-

denten ausgebildet. Ich hoffe, sie machen heute ihre Arbeit gut und verantwortungsbewusst. Ich habe nie «Gier ist gut» gepredigt, wie andere Kollegen hier. Die gab es tatsächlich, noch vor Gordon Gekko, dem prototypischen «Wall Street»-Vertreter im gleichnamigen Hollywood-film. Ich sage den Studenten: «Verfolgt eure Leidenschaft, aber seid euch der Verantwortung bewusst, die ihr in der Gesellschaft tragt.»

#### *Ihre Familie kommt aus Litauen. Wie hat Sie das geprägt?*

Nicht stark. Alle vier Grosseltern lebten in Litauen unter dem russischen Zaren. Es gab Enteignungen, da wanderten sie aus.

## *«Ich habe nie «Gier ist gut» gepredigt.»*

Mein Vater war nicht sehr litauisch. Er wollte, dass ich seine Sprache *nicht* lerne. Wofür auch? Aber er wollte, dass ich «Business» lerne. Er selber war Geschäftsmann. Nicht sehr erfolgreich, aber von ihm habe ich wohl den kapitalistischen Spirit geerbt.

#### *Sie unterrichten seit den 80er Jahren an der Universität von Yale. Wie haben sich die Studenten verändert?*

Ich habe das Gefühl, sie sind kapitalistischer geworden. Als ich begann, waren die Studenten radikal wirtschaftsfeindlich und demonstrierten. Das kam erst in jüngster Zeit wieder etwas auf. Wenn die Banken hierherkommen, um Studenten zu rekrutieren, gibt es zuweilen wieder Proteste.

#### *Welchen Rat geben Sie den Studenten?*

Da kann ich nur mit einer Banalität antworten: Sie sollen sich selber gegenüber ehrlich sein und ihre Träume verwirklichen. Schon als Kind schrieb ich Bücher – das macht mir Spass. Der Nobelpreisträger Daniel Kahneman kam kürzlich vorbei und erzählte, wie qualvoll es für ihn gewesen sei, ein Buch zu schreiben. Für mich ist es ein Hobby. Ich langweile mich, wenn ich fernsehe, ich bin glücklich, wenn ich schreibe. Das ist meine Nische in dieser Welt. □

# Wie würden Sie entscheiden?

Intuition ist gut. Aber nicht immer gut genug.

Beim Einschätzen von Risiken kann sie in die Irre führen.

Testen Sie Ihr Bauchgefühl mit diesem Quiz.

Von Michael Siegrist

## 01

### Ein Taxi war in einen Unfall verwickelt.

In der Stadt gibt es grüne und blaue Taxis. Sie erhalten die folgenden Informationen: I.) 85% der Taxis sind grün und 15% sind blau und II.) ein Zeuge hat das Taxi als blau identifiziert. Das Gericht hat die Zuverlässigkeit des Zeugen überprüft. Dieser konnte, bei den Lichtverhältnissen, wie sie zum Zeitpunkt des Unfalls herrschten, die Farbe des Taxis in 80% der Fälle richtig identifizieren. In 20% der Fälle gab er die falsche Antwort. Wie wahrscheinlich ist es, dass ein blaues Taxi in den Unfall involviert war?

- A. → Unter 50%
- B. → Über 50%
- C. → Kann man nicht sagen

Die richtige Antwort ist A. Die Wahrscheinlichkeit berechnet sich wie folgt:  $(.15 \times .80) / ((.15 \times .80) + (.85 \times .20)) = .41$  also 41%. Die meisten Personen, die dieses von Amos Tversky und Daniel Kahneman formulierte Problem lösen, vernachlässigen die Basisrate (nur 15% der Taxis sind blau). Als Folge fallen die geschätzten Wahrscheinlichkeiten zu hoch aus: Wir gewichten also die Aussage des Zeugen zu stark. Das Problem lässt sich viel einfacher lösen, wenn natürliche Häufigkeiten benutzt werden. Nehmen wir an, dass es 1000 Taxis in der Stadt gibt, dann sind 850 grün und 150 blau. Der Zeuge wird 20% der grünen Taxis irrtümlicherweise als blau wahrnehmen. Also 170 grüne Taxis werden als blaue klassifiziert. Von den 150 blauen Taxis werden 80%, also 120 Taxis, auch als blau wahrgenommen. Insgesamt werden also 290 Taxis als blau wahrgenommen, aber nur 120 sind auch tatsächlich blau. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein blaues Taxi in den Unfall involviert war, beträgt also  $120/190$  oder eben 41%.



## 02

### Sie haben zwei Urnen vor sich.

In Urne A hat es genau 50 weisse Kugeln und 50 schwarze Kugeln. In Urne B befinden sich ebenfalls 100 Kugeln. Sie wissen aber nicht, wie viele der Kugeln schwarz und wie viele weiss sind. Sie müssen nun eine Kugel ziehen. Ist diese schwarz, so erhalten Sie 100 CHF. Aus welcher Urne ziehen Sie die Kugel?

- A. → Urne A
- B. → Urne B
- C. → Kein Unterschied

Die Wahrscheinlichkeit, die 100 Franken zu gewinnen, ist in beiden Urnen gleich hoch. Es spielt deshalb keine Rolle, ob Urne A oder Urne B gewählt wird. Die mit der Urne B verbundene Ambiguität, wir wissen nicht, wie viele schwarze Kugeln darin sind, wirkt abschreckend. In dieser Urne können zwischen 0 und 100 schwarze Kugeln sein, der Erwartungswert entspricht also 50 schwarzen Kugeln. Wenn wir diese Lotterie unendlich häufig spielen würden, dann wäre die Gewinnchance bei beiden Urnen genau 50%. Dennoch wählen über 80% der Versuchspersonen jeweils die vermeintlich sicherere Urne A.

# 03

**A — Sie kamen mit einem Erreger X in Berührung.** Dieser Erreger kann zu einer Erkrankung führen, die innerhalb einer Woche zu einem raschen und schmerzlosen Tod führt. Die Wahrscheinlichkeit, dass bei Ihnen die Krankheit ausbricht, beträgt genau 0,1%. Ist die Krankheit einmal ausgebrochen, so gibt es keine Heilung mehr. Es gibt aber eine Impfung, welche den Ausbruch der Krankheit sicher verhindert. Leider gibt es nur eine beschränkte Menge von diesem Impfstoff, dieser wird deshalb an den Höchstbietenden verkauft. Wie viel würden Sie maximal für diese Impfung bezahlen?

- A. → 100 CHF
- B. → 1000 CHF
- C. → 10 000 CHF



## B — Ein Professor an einem Universitätsspital macht Forschung zu einem Erreger X.

Dieser Erreger kann zu einer Erkrankung führen, die innerhalb einer Woche zu einem raschen und schmerzlosen Tod führt. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Krankheit ausbricht, beträgt genau 0,1%. Es gibt keine Impfung dagegen. Die Wahrscheinlichkeit, dass man bei diesem Experiment stirbt, beträgt also

genau 0,1%. Die 20 Personen, die am wenigsten verlangen, dürfen am Experiment teilnehmen. Welches ist der minimale Betrag, den Sie für Ihre Teilnahme am Experiment verlangen würden?

- A. → 100 CHF
- B. → 1000 CHF
- C. → 10 000 CHF

Der amerikanische Ökonom Richard Thaler hat diese Szenarien formuliert. Praktisch alle Studienteilnehmer verlangen einen um ein Vielfaches höheren Betrag im zweiten Szenario als im ersten. Doch das Risiko ist in beiden Szenarien genau gleich hoch. Es geht um die Frage, wie viel Geld einem Todesrisiko von 0,1% entspricht. Bei einer rationalen Entscheidung sollte also bei beiden Szenarien der gleiche Betrag genannt werden. Die Tatsache, dass die meisten Menschen zusätzliche Risiken stärker gewichten als die Reduktion vorhandener Risiken, führt zu einem Fehleinsatz der Ressourcen. Weniger Menschen werden gerettet, als möglich wäre. So sind bei Impfungen gegen Kinderkrankheiten manche Eltern dagegen, weil sie das zusätzliche sehr kleine Risiko von Nebenwirkungen höher einstufen als die Risikoreduktion durch die Impfung.

# 04

## 8 von 1000 Personen haben Krebs.

Bei diesen 8 Personen, die Krebs haben, ergibt ein Krebstest bei 7 Personen ein positives Resultat. Bei den 992 Personen, die keinen Krebs haben, ergibt der Krebstest bei 70 Personen ein positives Resultat. Wie viele Personen mit einem positiven Testresultat haben tatsächlich Krebs?

- A. → 7 von 77 Personen
- B. → 7 von 1000 Personen
- C. → 9%

Die korrekten Antworten sind A. und C. Dieses Entscheidungsproblem wurde vom deutschen Psychologen Gerd Gigerenzer formuliert. Anstatt Wahrscheinlichkeiten («X Personen von Y») hat er Häufigkeiten («X Prozent») benutzt. Gigerenzer ist überzeugt, dass die meisten Personen die Aufgabe richtig lösen können, wenn Häufigkeiten benutzt werden. Es stimmt zwar, dass die Aufgabe mit Häufigkeiten einfacher gelöst werden kann als mit Wahrscheinlichkeiten. Eine in der Schweiz durchgeführte Studie zeigt aber, dass lediglich 12% der Studienteilnehmer aus der Allgemeinbevölkerung die Aufgabe richtig lösen können.



## 05

### A — Durch die Kollision eines Öltankers mit einem Riff ist eine grössere Menge Erdöl ins Meer ausgelaufen.

**Aufgrund dieser Ölverschmutzung sind mehr als 1200 Vögel verendet. Wie beurteilen Sie dieses Ereignis im Hinblick auf die Auswirkungen auf die Umwelt?**

- A. → Nicht schlimm
- B. → Bedauerlich
- C. → Schlimm
- D. → Katastrophal

### B — Durch natürliche Ölaustritte am Meeresboden (dabei tritt Erdöl durch Kanäle und Risse in der Gesteinsschicht aus) ist eine grössere Menge Erdöl ins Meer ausgelaufen.

**Aufgrund dieser Ölverschmutzung sind mehr als 1200 Vögel verendet. Wie beurteilen Sie dieses Ereignis im Hinblick auf die Auswirkungen auf die Umwelt?**

- A. → Nicht schlimm
- B. → Bedauerlich
- C. → Schlimm
- D. → Katastrophal

In beiden Szenarien sterben 1200 Vögel, deshalb sind beide Szenarien gleich schlimm. Die meisten Befragten stufen aber die menschenverursachte Katastrophe als schlimmer ein als Naturkatastrophen. Dasselbe Ergebnis konnte in zahlreichen anderen Experimenten gezeigt werden. So wird durch den Menschen produzierte Radioaktivität als schlimmer bewertet als dieselbe Strahlung durch das natürlich vorkommende Radon.

## 06

### Linda ist eine 31 Jahre alte, kluge Person.

Als Studentin hat sie sich mit Fragen der Diskriminierung und der sozialen Gerechtigkeit beschäftigt. Sie hat auch an Demonstrationen gegen die Nuklearenergie teilgenommen. Geben Sie nun an, wie wahrscheinlich die folgenden Aussagen sind (0 = ganz unwahrscheinlich bis 100 = sicher).

- A. → Linda ist aktiv in der Frauenbewegung
- B. → Linda ist eine Bankangestellte
- C. → Linda ist eine Bankangestellte und aktiv in der Frauenbewegung

---

Das berühmte «Linda Problem» wurde von Amos Tversky und Daniel Kahneman formuliert. Die meisten Befragten geben für C. eine höhere Wahrscheinlichkeit an als für A. oder B. Das ist natürlich nicht möglich. Selbst wenn alle Bankangestellten aktiv in der Frauenbewegung wären, wäre die Wahrscheinlichkeit von C. maximal gleich hoch wie jene von A. oder B. Das Phänomen heisst Konjunktionsfehler in der Psychologie, welcher durch die Repräsentativitätsheuristik verursacht wird. Aber die Intuition verleitet einen, C. als wahrscheinlicher einzustufen, weil dies besser zur beschriebenen Person passt. Das Phänomen heisst Konjunktionsfehler.

# Ausschlagende Renditen, einschlagende Meteoriten

Wie Investoren ihr Risiko besser berechnen können.

Von Simone Grüninger

**JEDEN TAG GEHEN WIR RISIKEN EIN.** Wir hoffen zwar, dass unsere Entscheide und Handlungen einen Nutzen bringen, doch ab und zu läuft etwas schief. Mal ist die Wahrscheinlichkeit grösser, mal kleiner. Beim Radfahren verunfallt man eher, als dass man vom Fragment eines niederfallenden Meteoriten getroffen wird (wie im Februar in Tscheljabinsk im Ural geschehen). Und manche Risiken können gravierendere Konsequenzen haben als andere. Reisst das Seil eines Kletterers, sind die Verletzungen empfindlich schwerer, als wenn ein Spaziergänger ausrutscht.

Das Risiko kennt also zwei Dimensionen: Häufigkeit und Auswirkung. Für beide gilt: Begegnet man den Risiken mit geeigneten Schutzmechanismen und schätzt man sie richtig ein, lassen sie sich wirkungsvoll eingrenzen. Was wir aus dem alltäglichen Leben kennen, trifft auch auf Finanzanlagen zu: Man trifft eine Entscheidung (kauft eine Anlage) und hofft auf eine positive Wirkung (möchte eine Rendite erzielen). Renditechancen gehen jedoch mit Verlustrisiken einher. Ein «Unfall» geschieht dann, wenn es statt des erhofften Gewinns hohe Kursverluste gibt.

## Klassische Theorie greift zu kurz

Wie lässt sich nun das Anlagerisiko messen? In der klassischen Finanzmarktheorie wurde bislang dazu hauptsächlich die Volatilität herangezogen: Sie ist ein Mass für die Renditeschwankungen einer Anlage um ihren Mittelwert. Je stärker und öfter zum Beispiel der Kurs einer Aktie oszilliert, desto grösser ist die Schwankungsbreite und desto risikoreicher ist die Kapitalanlage. Berücksichtigt werden Renditeschwankungen in beide Richtungen: Wertanlagen können sich bekanntlich nach oben und nach unten bewegen.

Die klassische Theorie wird dem eigentlichen Anliegen eines typischen In-

vestors jedoch nicht gerecht. Ihm geht es weniger um die Renditeschwankungen als vielmehr um das Vermeiden von gravierenden Verlusten. Tatsächlich kommen Anleger mit kleineren Korrekturen ihrer Vermögenswerte meist gut zurecht, bei Einbrüchen von 10 oder gar 20 Prozent beginnen sie dagegen nervös zu reagieren.

Erschwerend kommt dazu, dass man in der klassischen Finanzmarktheorie von einer Normalverteilung der Renditen ausging, von der sogenannten «Gauss'schen Glockenkurve»: Kleine Kursschwankungen sind wahrscheinlicher als grosse Schwankungen – und Extremfälle sind äusserst selten. Diese seltenen Fälle, wenn «das Seil reisst» oder «der Meteor einschlägt», wurden in den Risikoüberlegungen denn auch kaum berücksichtigt. Die jüngere Vergangenheit – speziell die Markteinbrüche in den Jahren 2001/02 und 2008 – hat jedoch vor Augen geführt, dass Renditen nicht notwendigerweise der Logik einer normalverteilten Wahrscheinlichkeit folgen.



Meteorit im Ural: Wie oft kommt Seltenes vor?

Tatsächlich können extreme Kurschwankungen deutlich häufiger auftreten, als bei der Normalverteilung unterstellt wird. Man spricht heute von einer «Fat Tail»-Verteilung, bei der die Enden, also die «Tails», stärker ausgeprägt sind als ursprünglich vermutet. Außerdem sind Ver-

teilungen oftmals nicht gleichförmig, sondern schief, Verluste können sich anders verhalten als Gewinne. Aus diesem Grund kommen heutzutage in der Portfoliorekonstruktion vermehrt asymmetrische Verteilungen zur Anwendung, die höhere Eintrittswahrscheinlichkeiten für Extremverluste berücksichtigen.

## Der Griff zur Lupe

Zusätzlich ist auch ein Risikomass gesucht, das der Verlustaversion der Anleger Rechnung trägt und Extremrisiken adäquat berücksichtigt. Heute setzt man vermehrt auf die Modellierung des Verlustrisikos, das mathematisch zum Beispiel mit dem «Conditional Value at Risk» (CVaR) ausgedrückt werden kann. Der CVaR gibt das durchschnittliche Verlustpotenzial bei Extremverlusten an. Er ist quasi die Lupe, mit der die Häufigkeit extremer Ereignisse in einer Verteilung genauer untersucht wird. Er berücksichtigt die Wahrscheinlichkeit für einen Meteoriteinschlag und sagt aus, welcher Schaden zu erwarten ist.

Die Wahrscheinlichkeit, dass Extremverluste eintreten, ist natürlich nicht bei allen Anlageklassen gleich hoch. Erstklassige Staatsanleihen weisen beispielsweise ein deutlich geringeres Verlustrisiko auf als hochverzinsliche Anleihen. Bei der Risikominimierung eines Anlageportfolios ist es zentral, dass die Verlustrisiken pro Anlageklasse modelliert werden. Mithilfe von Optimierungsmodellen kann man dann ein Portfolio so zusammenstellen, dass für eine bestimmte erwartete Rendite das Verlustrisiko minimiert wird.

**Kurz:** Investoren möchten hohe Verluste vermeiden. Die Volatilität als Risikomass ist nicht optimal, da sie Renditeschwankungen in beide Richtungen berücksichtigt. Außerdem wurde bisher von einer Normalverteilung der Renditen ausgegangen. Diese suggeriert, dass Extremverluste kaum je eintreffen, was jedoch nicht den Erfahrungen der letzten Jahre entspricht. Mit alternativen Risikomassen wie dem «Conditional Value at Risk» lassen sich sowohl die Verlustaversion der Anleger als auch das reale Marktumfeld adäquater abbilden. Und noch eine gute Nachricht: Die Nasa arbeitet an Lösungen gegen Meteoriteinschläge. □

**Simone Grüninger** arbeitet im Bereich Asset Allocation Advisory im CIO Office der Credit Suisse.



# «Der beste Schutz ist unser Emblem: das rote Kreuz»

Seit 150 Jahren leistet das Internationale Rote Kreuz unter extremen Bedingungen humanitäre Hilfe. Régis Savioz, stellvertretender Direktor der Hilfsoperationen, über das Risiko im Dienst der guten Sache.

Von Michael Krobath



**Ist die Welt in den letzten Jahren sicherer oder gefährlicher geworden?**  
Régis Savioz: Aus Sicht des Internationalen Roten Kreuzes (IKRK) haben Krieg und gewaltsame Konflikte nicht abgenommen. Wir sind nach wie vor in 80 Ländern und über 250 Orten präsent, darunter in den umkämpftesten der Welt. Dabei stellen wir fest: Die Welt ist komplexer geworden.

#### Inwiefern?

Die Konflikte sind fragmentierter als früher, häufig sind enorm viele Fraktionen darin verwickelt: militante Gruppierungen, die offizielle Armee, die Regierung, die Polizei, benachbarte Streitkräfte. Extrembeispiele sind derzeit die Bürgerkriege in der Demokratischen Republik Kongo oder in Syrien mit einer extrem verzettelten Opposition. Die grosse Schwierigkeit für uns besteht darin, all diese Fraktionen zu kennen und von ihnen akzeptiert zu werden. Dies beansprucht enorme Kapazitäten.

#### Welches sind die grössten Risiken für IKRK-Delegierte?

Die grössten Gefahren – und das geht gern vergessen – sind auch in Kriegsgebieten die «Alltags»-Risiken wie etwa Krankheiten oder Verkehrsunfälle. Zweitens existiert die Gefahr, «im falschen Moment am falschen Ort zu sein», wie wir es etwas salopp nennen. In Ländern wie Afghanistan, Kolumbien oder im Jemen kann es jederzeit zur Gewalteruption kommen. Und drittens gibt es einen weltweiten Trend zu Überfällen und Entführungen, die nicht mehr politisch, sondern schlicht und ein-

fach kriminell motiviert sind. Allein in den letzten Monaten gab es Entführungsfälle auf den Philippinen, im Sudan sowie in Pakistan, die mit dem tragischen Tod des entführten IKRK-Mitarbeiters und Krankenpflegers Khalil Dale endeten.

#### Hat die Akzeptanz des IKRK als neutrale und rein humanitäre Organisation in der Dritten Welt – besonders in den islamischen Konfliktregionen – abgenommen?

Das würde ich nicht sagen. Nehmen wir das Beispiel Irak. Wir mussten zwar zwischenzeitlich ins benachbarte Jordanien ausweichen und von Amman aus weiterarbeiten, aber heute sind wir dort wieder vollständig aktiv. Wir werden von sämtlichen Konfliktparteien gebilligt und sind im ganzen Land vertreten, von Mosul bis Kirkuk. Irak ist heute unser zweitgrösstes Einsatzgebiet – ein grossartiger Beweis für die Akzeptanz des IKRK.

#### Das grösste Einsatzgebiet des IKRK ist Afghanistan. Nach dem Abzug der Nato-Truppen im Jahr 2014 droht dem Land erneut ein blutiger Bürgerkrieg. Wird es zum gefährlichsten Ort der Welt?

Für die Zukunft Afghanistans gibt es verschiedene Szenarien. Aber wie auch immer sich das Land entwickelt: So etwas wie den «gefährlichsten Ort» gibt es aus unserer Sicht nicht. Für uns stellt sich einfach immer von Neuem die Frage der Abwägung zwischen dem humanitären Nutzen, den unsere Mission für die Bevölkerung hat, und dem Risiko, den unsere Mitarbeiter dafür auf sich nehmen.

#### Ein Dilemma, das der ehemalige IKRK-Präsident Cornelio Sommaruga einmal so beantwortete: «Die Interessen der Opfer sind wichtiger als die Sicherheit unserer Delegierten.» Gilt das bis heute?

Unsere Mission ist es, bei den Opfern von bewaffneten Konflikten zu sein, sie zu schützen und ihnen zu helfen. Wir dürfen bei unseren Risikoabwägungen nie vergessen, dass diese Menschen oft unter viel gefährlicheren und riskanteren Bedingungen leben müssen als jene, die wir auf uns nehmen, wenn wir eine Mission in ihrem Land starten. Aber natürlich ziehen wir

unsere humanitären Einsätze nicht um jeden Preis durch. Steht von Anfang fest, dass wir durch einen Einsatz mehr Opfer zu beklagen haben als ohne, dann ist dieser absurd.

#### Was tut das IKRK, um die Risiken für seine Mitarbeiter zu verringern?

Wir verfügen über ein sehr ausgeprägtes und professionelles Risikomanagement. Es beginnt mit dem intensiven Training unserer Delegierten, in dem diese lernen, mit physischen und mentalen Stresssituationen umzugehen. Die Risikoeinschätzung der einzelnen Krisenherde erfolgt dezentral und primär durch unsere Delegierten vor Ort. Wir sind überzeugt, dass sie die jeweiligen Gefahren am realistischsten einschätzen können, da sie mit den regionalen Gegebenheiten vertraut sind. Am Genfer Hauptsitz überwachen wir das Risikomanagement der örtlichen Mitarbeiter und unterstützen diese mit zusätzlichen Informationen.

#### Wäre es angesichts der zunehmenden Gefahren nicht sinnvoll, die Delegationen künftig unter den Schutz von bewaffneten Soldaten zu stellen, so wie dies die Uno schon längst praktiziert?

Unser bester Schutz ist unser Emblem – das rote Kreuz. Das macht uns besonders und steht für unsere Glaubwürdigkeit. Bewaffnete Soldaten bieten vielleicht kurzfristig mehr Schutz, aber sie unterminieren den Anspruch auf Unabhängigkeit und humanitäre Funktion. Längerfristig würde dadurch vermutlich das Risiko steigen, das Ziel von Angriffen zu werden.

#### Was war die gefährlichste Situation, die Sie persönlich je erlebtet?

Während meiner Einsätze gab es verschiedene schwierige Momente. Ich war Delegationsleiter im Gazastreifen während der zweiten Intifada. Damals war es äusserst schwierig, die Ambulanzen zu den Verletzten zu bringen, während permanent die Kämpfe tobten. Ähnlich heikel war die Situation im nördlichen Afghanistan – oder im Südsudan, wo man während des Krieges täglich zur falschen Zeit am falschen Ort sein konnte.

Links: Die IKRK-Niederlassung im pakistanischen Peshawar am 12. Mai 2012, zwei Tage nach der Entführung und Ermordung des britischen Mitarbeiters Khalil Dale.



Im Uhrzeigersinn: IKRK-Mitarbeiter im Gespräch mit Kämpfern in der Kivu-Region in der Demokratischen Republik Kongo. Ein IKRK-Arzt untersucht einen operierten Buben in einem Spital in Goma (Demokratische Republik Kongo). Zerstörtes Haus nach einem Bombenangriff in Sake (Demokratische Republik Kongo). IKRK-Mitarbeiter auf dem Weg zum Flughafen von Kandahar in Afghanistan.

**Verliert man den Glauben an die Menschheit, wenn man so oft die dunklen Seiten des Lebens erblickt?**

Natürlich gibt es solche Tage. Viel häufiger denkt man aber: Wir tun einfach nicht genug, um zu helfen.

**Gibt es einen bewegenden Moment, den Sie nie vergessen?**

Davon gibt es viele. Es sind jene Momente, in denen ich hautnah realisiere, wie unsere Arbeit das Leben von hilfsbedürftigen Menschen zu beeinflussen vermag. Besonders berührt haben mich die Besuche in den abgelegensten Gefängnissen Nepals. Die Menschen dort siechten seit Jahren in ihren Zellen und wöhnten sich vergessen von der Welt. Sie waren völlig

überrascht, mich zu sehen. Denkwürdig ist auch ein Erlebnis als junger Delegierter im Sudan, wo ich ein Kind und eine Mutter zusammenführte, die zwei Jahre lang voneinander getrennt waren. Ihre Gesichter vergesse ich nie.

**Das IKRK feiert dieses Jahr sein 150-jähriges Bestehen. Worin liegt seine grösste Leistung?**

In den Bergen von Nordafghanistan sagte mir einmal ein alter Mann: Die Flagge des Roten Kreuzes ist die einzige, die hier in den letzten Jahrzehnten ununterbrochen wehte. Wir leisten unter extremen Bedingungen humanitäre Hilfe und erfüllen unser Versprechen – das ist vielleicht das Wichtigste. □



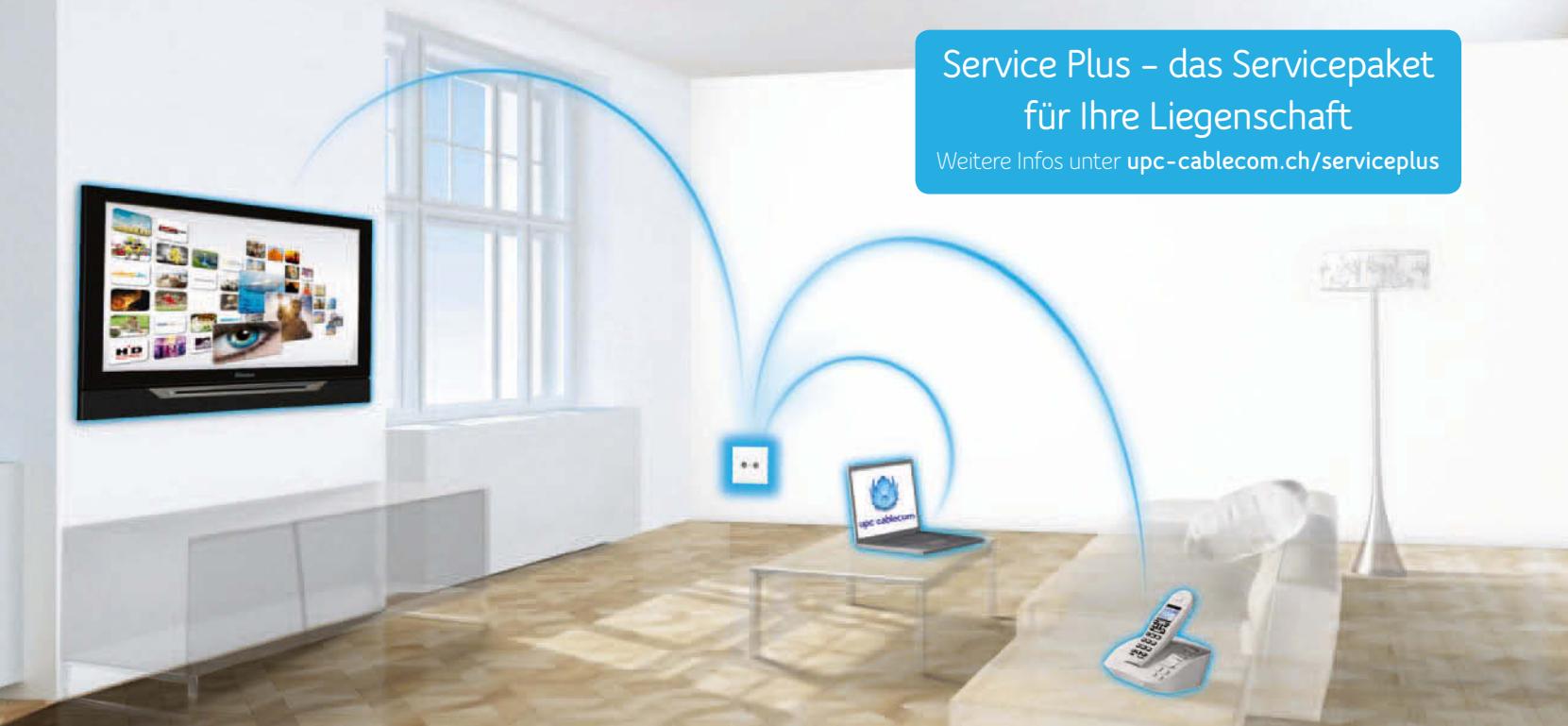
**Régis Savioz** arbeitet seit 1998 beim IKRK und ist stellvertretender Direktor der Hilfsoperationen. Davor war der Walliser in verschiedenen Krisengebieten im Einsatz, unter anderem als Delegationsleiter im Gazastreifen, in Afghanistan und in der Elfenbeinküste.

*Die Credit Suisse hat sich 2008 als erste global tätige Bank der ICRC Corporate Support Group angeschlossen, einem Donatorenkreis bestehend aus Schweizer Unternehmen und Stiftungen, der das IKRK in seinem Mandat unterstützt.*

## Service Plus - das Servicepaket

für Ihre Liegenschaft

Weitere Infos unter [upc-cablecom.ch/serviceplus](http://upc-cablecom.ch/serviceplus)



## Mehrwert für Ihre Liegenschaft: der HD-Kabelanschluss mit noch mehr Leistung

Entscheiden Sie sich noch heute für das Netz der Zukunft. Mit der leistungsstarken, bewährten Infrastruktur von upc cablecom erfüllt Ihre Liegenschaft garantiert auch morgen höchste Ansprüche an Fernsehen und Telekommunikation.

### Alle Vorteile des HD-Kabelanschlusses:

- Analoges und neu digitales Fernsehen direkt aus der Kabeldose – ohne Set Top Box
- Viele Sender in garantierter HD-Qualität
- Empfang der Sender in jedem Raum mit Kabeldose möglich
- Neu mit 2'000 Kbit/s kostenlos im Internet surfen
- Gleichzeitige Nutzung unserer Produkte ohne Qualitätseinbussen

Für schnelleres Surfen mit bis zu 150'000 Kbit/s, noch mehr digitaler TV-Unterhaltung und attraktiven Telefonie-Angeboten ist der HD-Kabelanschluss der perfekte Zugang.



=



+



+



HD-Kabelanschluss

Digital TV

Internet

Phone

Weitere Infos unter **0800 66 88 66**  
oder [upc-cablecom.ch/kabelanschluss](http://upc-cablecom.ch/kabelanschluss)

Mehr Leistung, mehr Freude.



**upc cablecom**

# Ich war das Restrisiko

Angekündigt war eine Herzoperation, die ohne Komplikationen verläuft. In der Regel. Unser Autor erlebte die Ausnahme.

Von Markus Schneider (Text) und Gregory Gilbert-Lodge (Illustration)

AM ANFANG WAR DER VERDACHT AUF eine Hepatitis B. Ich wurde ins Spital eingeliefert und unter Quarantäne gesetzt. Ich hätte ja andere Leute anstecken können. Wenige Stunden danach stellte sich heraus, dass es keine akute Hepatitis B war. Dafür nahm ich, als ich das Spital verliess, eine andere Diagnose mit auf den Weg: Meine Aortenklappe sei nicht ganz dicht, vermutlich von Geburt an. Ob das noch nie einem Arzt aufgefallen sei?

Das war vor fünfundzwanzig Jahren. Seither versuchen die Fachleute meine Risiken zu minimieren – mit allen Mitteln, die die Spitzenmedizin hergibt. Von nun an ging ich regelmässig zur kardiologischen Kontrolle. Mit Ultraschall wurde gemessen, was mit Ultraschall zu messen ist, zentimetergenau bis auf eine Stelle hinter dem Komma. Eine Operation war nötig, keine Frage, mein Herzmuskel wurde strapaziert, das hält der nicht so lange aus. Aber man wollte diese Operation zeitlich so weit wie möglich hinausschieben, nur schon um vom medizinischen Fortschritt zu profitieren.

## Krankenkasse mit Vorbehalten

Angst musste ich keine haben. Eine solche Operation ist zwar keine reine Routine, aber hospitaler Alltag. Damals schon und

heute erst recht. Allein in Zürich werden im Universitätsspital und im Stadtspital Triemli jährlich hundert künstliche Aortenklappen und dreihundert organische Aortenklappen vom Schwein eingepflanzt.

Dass die Operation trotzdem nicht ganz ohne Risiko sein würde, zeigte sich, als ich bei der Krankenkasse eine kleine Zusatzversicherung (freie Spitalwahl in der ganzen Schweiz) abschliessen wollte. Man hatte Vorbehalte gegenüber der Herzoperation. Als ich meine Pensionskasse wechselte, reagierte die neue Kasse ebenso abwehrend: Für den Fall, dass «die Erwerbsunfähigkeit oder der Tod durch die uns angezeigte Aortenklappen-Insuffizienz und deren Folgen verursacht ist», garantierte sie mir lediglich die BVG-Minimalleistungen.

Vor sechs Jahren war es so weit. Meine Aorta, also die Hauptschlagader, hatte sich im oberen Teil so stark ausgeweitet, dass sie jederzeit hätte platzen können. Das würde man in der Atomindustrie einen GAU nennen. Es war kurz vor den Sommerferien, und mein Herzchirurg riet mir kühl: auf keinen hohen Berg steigen. Wenn ich spazieren wolle, dann dem See entlang.

Sachlich, mit wenigen Fremdwörtern nur, klärte er mich auf, welche Komplikationen bei der Operation nicht auszuschliessen seien. Fünf Minuten lang referierte er,

obwohl ich es nicht so genau wissen wollte. Zum Schluss musste ich ein Blatt Papier unterschreiben. Beim Wort «Hirnschlag» zuckte ich auf. «Ja», erklärte er mir, das habe er vorhin erwähnt. «Aber das Risiko ist kleiner als ein Prozent.»

Ein Restrisiko also. Ich nahm es in Kauf, und das locker. Ich liess mir im Universitätsspital Zürich am offenen Herzen während einer vier- bis fünfstündigen Operation eine mechanische Herzklappe aus Titan implantieren. Zusätzlich schnitten mir die Ärzte den oberen Teil der Aorta heraus, denjenigen, der sich so gefährlich ausgeweitet hatte, und ersetzten ihn durch einen Goretex-Schlauch.

## Plötzlich ein Notfall

Die Operation gelang. Sieben Tage später wurde ich entlassen in eine Rehabilitationsklinik im Prättigau. Doch dort lief am ersten Morgen schief, was schieflaufen konnte.

Nach einem ersten kleinen Hirnschlag wurde ich mit Blaulicht ins Kantonsspital Chur gefahren. Dort folgte eine grosse Hirnblutung. Jetzt war ich ein Notfall. Im Notfall werden keine Risiken mehr abgewogen, wird nach keiner Patientenverfügung gesucht. Im Notfall läuft es wie am Schnürchen. Da wird gerettet, solange gerettet werden kann. >



Ein Helikopter flog mich zurück ins Universitätsspital Zürich. So schnell wie möglich wurde mein Schädel geöffnet, um das viele Blut abzusaugen, das meine rechte Hirnhälfte überflutet hatte. Das wollte man so sorgfältig wie möglich tun, damit keine intakten Hirnzellen «erwischt» werden. So oder so war die Gefahr unendlich gross. Ich hätte halbseitig gelähmt sein oder meinen Verstand verloren haben können.

Beim Aufwachen aus der Narkose wurde das nächste Restrisiko Realität. Ich erlitt einen epileptischen Anfall unheimlicher Stärke. Die Intensiv-Mediziner reagierten, wie es erprobt ist. Sie versetzten mich ins künstliche Koma.

Nun stellte sich heraus, dass selbst das Eintreten eines doppelten Restrisikos noch nicht das Ende bedeuten muss. In der modernen Medizin wird aus jeder Komplikation ein Anstoss zur nächsten Aktion.

In der Rehabilitationsklinik in Baden, wo ich mich von der Herz- und der Hirnoperation gleichzeitig erholen musste, sagte mir der Neurologe einen Satz, den ich nie mehr vergessen werde: «Von jetzt an fahren wir aber wirklich eine Zero-Risk-Strategie». – Was hatte das zu bedeuten?

#### Dickes Blut, dünnes Blut

Dass man die Blutverdünnung so exakt wie möglich messen wollte. Damit deutete der Neurologe an, worauf die beiden Hirnschläge zurückzuführen sind. Wegen meiner künstlichen Herzklappe muss mein Blut verdünnt werden, lebenslänglich. Das geschieht mit Medikamenten, deren Dosis bei meinem Eintritt in die Herz-Rehabilitationsklinik im Prättigau noch nicht «richtig» eingestellt war. Zuerst war das Blut «zu dick», es kam zur Hirnembolie. Danach war das Blut «zu flüssig», es kam zur Hirnblutung.

Täglich wurde mir nun eine Ration Blut entzogen, ins Labor geschickt und analysiert. Täglich telefonierte mein Neurologe mit einem Professor in Deutschland, einem «Gerinnungsspezialisten», um die weiterhin unerklärlich schwankenden Werte zu diskutieren. Bald war meine Armbeuge zerstochen wie bei einem Fixer, die Krankenschwestern fanden fast keine Venen mehr.

Im Normalfall ist das reine Routine. Die Blutverdünnung richtig einstellen, das kann jeder Hausarzt. Das klappt inzwischen auch bei mir. Alle fünf Wochen sticht mir die Praxisassistentin einen Tropfen Blut aus dem Finger, danach folgt eine dreiminütige Besprechung mit dem Arzt. «Quick» nennt man diese Prozedur treffend, dank der sich Tausende von älteren Menschen vor Schlaganfällen schützen.

Bei mir droht aber eine zweite Gefahr. Ich könnte, wie beim Aufwachen nach der

## Streng genommen dürfte ich daheim nicht einmal unbeaufsichtigt in die Badewanne.

Hirnoperation, einen epileptischen Krampf erleiden. In den letzten vier Jahren ist das drei Mal geschehen. Was genau passiert ist, weiss ich nicht. Ich sackte zusammen, wo ich gerade war, zum Beispiel auf dem Perron im Bahnhof Oberrieden oder mitten auf der Talackerstrasse beim Zürcher Paradeplatz. Und ich erwachte, weil die Leute rundum richtig reagierten und die Nummer 144 anriefen, auf einer Intensivstation.

#### Mit Disziplin gegen den Anfall

Seither schicke ich häufiger eine SMS nach Hause, nur um mitzuteilen, dass «alles o.k.» ist, ich «gut unterwegs» sei. Und ich trage immer alle meine Ausweise im Portemonnaie mit mir. Überhaupt lebe ich so diszipliniert wie nie zuvor. Ich trinke keinen Alkohol. Ich schlafte viel und arbeite wenig. Ich setze mich hinter kein Steuer mehr. Viel zu gefährlich (für die andern). Schwimmen darf ich eigentlich auch nicht. Zu gefährlich (für mich), besonders im See. Streng genommen dürfte ich mich unbeaufsichtigt nicht einmal daheim in die Wanne legen. Rudi Dutschke, der deutsche Studentenführer aus den 1968er Jahren, ist tatsächlich in seiner Badewanne ertrunken – we-

gen eines epileptischen Anfalls, den er als Spätfolge eines Kopfschusses erlitten hatte.

Und vor allem schlucke ich brav meine Medikamente. Obschon sie eben nicht in jedem Fall wirken, weil deren Dosierung nicht eindeutig festgelegt werden kann. In der Praxis kommt es zum Trial-and-Error. Jeder Anfall ist ein Error, den man mit einer Steigerung der Dosis oder mit Hinzufügen einer andern Substanz verhindern will.

#### Die Spitze ist noch nicht erreicht

Selbstverständlich wartet man nicht einfach bis zum nächsten epileptischen Krampf. Deswegen muss ich alle sechs Monate zum EEG, mit dem man meine Hirnströme elektronisch misst. Je nach Resultat werden die Medikamente neu justiert: von diesem weniger, von jenem mehr. Was mir wegen der Nebenwirkung der Medikamente nicht gleichgültig ist. «Antiepileptika machen müde und hässig», wurde mir der Beipackzettel einmal kurz und bündig erklärt.

Sechs Jahre nach der Kaskade von Komplikationen bin ich nicht mehr voll leistungsfähig, ich bin teilinvalid und auf eine Rente angewiesen. Das ist für meine Pensionskasse keine Folge der Hirnverletzung, sondern eine Folge der Aortenklappen-Insuffizienz, womit sie jeden Monat ein paar hundert Franken Rente spart.

Ich selber sehe das nicht so eng. Ich bin dankbar, dass ich noch lebe. Und dass ich noch fähig bin, diesen Text zu formulieren. Um als Fazit zu ziehen: Die Spitzenmedizin hat ihre Spitze noch nicht erreicht. Der Trial-and-Error-Prozess ist nie zu Ende. Ein «Zero Risk» wird nie menschenmöglich sein, aber die weiteren Fortschritte sind messbar. Die statistische Lebenserwartung steigt nach wie vor an: jedes Jahr um einen nächsten zusätzlichen Monat. Zurzeit hat ein neugeborener Knabe in der Schweiz 80,1 Jahre vor sich, ein neugeborenes Mädchen 84,5. □



**Markus Schneider**, 52, ist Ökonom, Träger des Georg-von-Holtzbrinck-Preises für Wirtschaftspublizistik und Buchautor («Weissbuch 2004», «Grimmassenherz», Echtzeit Verlag).

Heute arbeitet er für die «Schweizer Familie» in einem stark reduzierten Pensum.



Mechanical Attraction  
[louiserard.ch](http://louiserard.ch)

Louis Erard  
SWISS MECHANICAL WATCHES





# Fisch oder stirb

Die Krabbenfischer auf der Beringsee vor Alaska haben den riskantesten Beruf der Welt. Unfälle gehören zum Alltag, Todesfälle sind keine Ausnahme. Das Reality-TV hat die Helden des Alltags zu Medienstars gemacht.

Von Stefan Krücken (Text) und Corey Arnold (Fotos)



Oben: Wellenhöhen von 20 Metern sind in der Beringsee keine Seltenheit. Die Trawler der Fischer halten enormen Belastungen stand.

**Rechts:** Mehrere hundert Kilo schwer sind die «Pots» genannten Fangkörbe, mit denen die Fischer die Königskrabben fangen.



**D**as Meer, auf dem sie arbeiten, ist so kalt, dass es einen Mann in weniger als fünf Minuten tötet. In einem arktischen Sturm bauen sich die Wellen schnell zu Höhen von zehn, fünfzehn, manchmal von zwanzig Metern auf. Es gibt Böen, «Wililiaw» genannt, die mit mehr als 200 Kilometern pro Stunde über den Nordpazifik peitschen. Die Temperatur fällt in den Wintermonaten nicht selten auf minus dreissig Grad Celsius. «Schwarzer Frost» nennen es die Fischer, wenn die Gischt gefriert und einen Eispanzer über die Schiffe legt. Wirklich gefährlich. Sie müssen die Eisschicht mit Hämtern abschlagen, um zu verhindern, dass sich der Trawler in einem Wellental unter dem tonnenschweren Gewicht nicht mehr aufrichtet.

Eine überkommende See kann die Männer jederzeit über Bord spülen. Wenn sie sich mit einem Fuss in einem Seil verfangen, zieht sie ein Stahlkorb mit in die Tiefe. In jedem Moment kann sich ein Teil an Deck losreissen und sie treffen. Und dies alles sind nur ein paar der Risiken, denen sich die Krabbenfischer auf der Beringsee vor Alaska an jedem Tag einer Fangreise aussetzen.



Statistisch betrachtet gibt es keinen risikanteren Job. Auf der Rangliste über tödliche Arbeitsunfälle stehen zwei Berufe ganz vorne – Holzfäller und Fischer. Im Schnitt verzeichnen Holzfäller 117 Todesfälle auf 100 000 Beschäftigte. Amerikas Fischer liegen mit 71 Toten auf dem zweiten Rang. Bewertet man die Krabbenfischerei Alaskas gesondert, sind die Zahlen noch erschreckender: Jede Woche gibt es im Schnitt mindestens einen Todesfall. Keine Saison, in der nicht ein Trawler komplett an die See verloren geht. Hochgerechnet kommen die Fischer aus Alaska Jahr für Jahr auf 300 bis 400 Todesfälle je 100 000 Beschäftigte.

Die Verletzungsquote liegt bei unglaublichen 98 Prozent. «Fisch oder stirb» hat der französische Journalist Donatien Garnier über eine Reise mit einem Krabbenfänger geschrieben, und das trifft es präzise.

Was die Männer antreibt, ist die Aussicht auf schnelles Geld. Das weisse Fleisch der Königskrabbe, die sie jagen, ist eine Delikatesse, für die Feinschmecker in aller Welt gerne zahlen. Es gilt die einfache Regel: Wenn die Fischer Krabben fangen, verdienen sie gut. Fangen sie nichts, bekommen sie nichts. Knapp tausend Dollar erhält auch ein einfacher Decksman an einem guten Tag. Dafür sind viele bereit, alles zu riskieren und so lange zu schuften, bis die Fangkörbe allesamt wieder an Bord stehen. Das kann manchmal drei Tage dauern, ohne Unterlass, im arktischen Sturm und bei meterhohen Wellen. Erst wenn sich niemand mehr auf den Beinen halten kann, wird die Arbeit gestoppt. «From rags to riches», vom Tellerwäscher zum Millionär, ist ein altes amerikanisches Leitmotiv, das noch immer funktioniert.

Viele Jahre lang haben sich die Dramen im Verbogenen abgespielt. Dutch Harbour, der Hafen, aus dem die Boote auslaufen, liegt am äußersten Rand der Karten. Auf Unalaska, einer winzigen Insel der Aleuten im Nord-Pazifik: schroff, wild, einsam. Alleine die Anreise mit dem Flugzeug gerät oft zum Abenteuer. Stürmt es zu heftig – es kommt auf die Stärke an, denn es stürmt in dieser Ecke der Erde fast immer –, dreht der Pilot nach mehreren Stunden um und fliegt zurück nach Anchorage. Manchmal dauert es Tage, bis der nächste Flieger abheben kann. Die Passagiere, die am Flughafen warten, um nicht von der engen Passagierliste zu rutschen, ertragen die Widrigkeiten mit stoischer Ruhe. Nach Dutch Harbour reist niemand, um Ferien zu machen. Es ist ein Ort für Malocher, in dem es Fischfabriken gibt, Lagerhallen, Tanklager und sonst noch drei Kneipen und ein Hotel. Vielleicht liegt hier der letzte

Rest des Wilden Westens. Eine Siedlung moderner Goldgräber, mitten im Meer. Kein anderer US-amerikanischer Hafen schlägt solche Mengen an Fisch und Krabben um, doch kaum jemand würde ihn kennen. Bis das Fernsehen ein Fenster öffnete – und für die Fischer vieles anders wurde.



Der TV-Produzent Thom Beers erkannte das Potenzial ihres abenteuerlichen Lebens als Stoff für eine Dokumentarserie, die wenig später im «Discovery Channel» lief. Gleich die erste Staffel, 2005 ausgestrahlt, stiess auf begeistertes Echo des Publikums. Heute, während die achte Staffel ausgestrahlt wird, sind die Kapitäne der populärsten Fangschiffe, «Time Bandit», «Northwestern» oder «Cornelia Marie», Stars, die in den Talkshows von Letterman bis Leno plaudern, eigene Merchandising-Linien vertreiben und nur noch über ihre Agenten erreichbar sind. Es gibt sogar Computer-Spiele, in denen man ihre Manöver nachfahren kann. Mehr als fünf Millionen Zuschauer schalten in den USA zur besten Sendezeit ein, wenn die Flotte von «Deadliest Catch» ausläuft; in mehr als 120 Ländern weltweit werden die Abenteuer aus Alaska gesendet (auf Deutsch bei DMAX als «Der gefährlichste Job Alaskas»). Die «New York Times» adelte das Format als die «wirklichste aller TV-Dokumentationen, die Wirklichkeit abbilden». Gleich in der ersten Staffel war das Fangschiff «Big Valley» gekentert und gesunken. Es gab nur einen Überlebenden.

Der Alltag der Fischer ist ein ewiger Kampf gegen die Elemente, gegen Sturm, Wellen und eine bleierne Erschöpfung. Der Arbeitsablauf ist monoton: Köder in die Reuse, Klappe zu, Seil und Markierungsboje an den «Pot» genannten Stahlkäfig und hinein ins Meer. Wenn alle Reusen in langer Bojen-Reihe ausgelegt sind, fährt der Kapitän an den Anfang zurück,



Cameron Glendenning, Director of Photography der TV-Doku «Deadliest Catch».

und die Crew holt die Pots wieder ein. Boje ansteuern, Sorgleine über die Winsch, Leine einholen, bis die Reuse an die Oberfläche kommt, Kran enhaken, den Stahlkäfig an Bord hieven, Klappe auf, Fang sortieren.

Mehr sind es die zwischenmenschlichen Dramen, die das Publikum reizen. Dinge, die geschehen, wenn Fischer auf dem engen Raum unter hohem Druck und ohne Pause arbeiten müssen: Reibereien, Stress, bisweilen fliegen nicht nur die Krabben, sondern auch die Fäuste. Im amerikanischen Fernsehen, wo Schimpfwörter mit Piep-Tönen überdeckt werden, klingen manche Dialoge wie die Unterhaltung in einem Vogelkäfig. Damit nichts versäumt wird, wurden vier Kameras fest installiert – und auf den Fangschiffen reist eine zweiköpfige Kamera-Crew mit hinaus, die alle Ereignisse mit Handkameras einfängt. «Auf einem Krabbenboot zu leben, das ist wie in einem Gefängnis. Mit dem Unterschied, dass man dabei jederzeit sterben kann», sagt Cameron Glendenning, 35, Director of Photography der Serie und seit der ersten Staffel mit an Bord.

«Embedded» nennen sich die Reporter, als wären sie Kriegsberichterstatter. Tatsächlich ist ihr Job vielleicht mit noch mehr Risiko beladen als die Aufgabe der Fischer, die sie pausenlos begleiten. Während die Deckarbeiter drei bis vier Stunden Schlaf bekommen, sind die Filmleute in den Pausen damit beschäftigt, ihre Ausrüstung zu überprüfen und zu reparieren, Batterien aufzuladen oder sich Notizen zu machen. Wenn die anderen ruhen, gehen die Kameraleute nicht selten auf die Brücke, um einzufangen, wie der Skipper mit den Elementen kämpft.



Cameron Glendenning erinnert sich an eine Arbeitschicht, die 73 Stunden dauerte. Ohne Pause. «Das Adrenalin hält einen wach», sagt er. Auf Kaffee, Zigaretten



oder Drogen verzichtet er. Glendenning ist ein eher klein gewachsener, sehniger Mann, der fast immerzu eine Baseballkappe trägt. Sein Arm ist tätowiert. Er wuchs in Florida auf, an der Küste, er ging oft fischen. Als er das erste Mal hinausfuhr auf die wilde Beringsee, spürte er einen dringenden Wunsch, seine Eltern anzurufen. Die Wellen vor Dutch Harbour schlugen zehn Meter hoch, und Glendenning mochte zuerst nicht glauben, dass der Skipper auslief, und dann, welche Geräusche der Stahl eines Schiffes von sich gibt. «Ich wollte Mom und Dad noch einmal sprechen. Sicherheitshalber, denn ich hatte so ein Gefühl, dass es der letzte Anruf sein könnte.»



Kaum eine Kameraausrüstung übersteht eine Fangreise. Mehr als achtzig Aufnahmegeräte gehen pro Staffel kaputt. Die Kameraleute klettern auf die Masten und die gestapelten Fangkäfige, sie sind an Deck zwischen den Männern, um möglichst spektakuläre Bilder einzufangen. «Die Fischer haben beide Augen und Hände, um auf eine besonders hohe Welle oder einen ins Rutschen geratenen Behälter zu reagieren. Wir Kameraleute müssen uns auf ein Auge und eine Hand verlassen», sagt Glendenning. In einem Fall kam es auch auf seine Faust an.

Wer nach Dutch Harbour kommt, hat meist mehr als einen Grund; manche Männer sind auf der Flucht, vor der Polizei, vor Behörden, vor einer Ex-Frau. «Die Kerle sind ziemlich verrückt. An Land trinken sie bis zum Umfallen, auf dem Schiff streiten sie sich. Fast jeder hat eine Knarre dabei», erzählt Glendenning. Als ihn einer der Fischer pausenlos ärgerte und beschimpfte, ein wuchtiger Kerl, mehr als einen Kopf grösser, und ihn mit einem Schuh bewarf, schlug ihm Glendenning mit voller Wucht ins Gesicht. Nach einem Moment der Schockstarre griffen die Kollegen ein. >



Einer der gefährlichsten Berufe der Welt:  
In jeder Sekunde kann eine Welle die Decksleute  
über Bord ins eiskalte Meer spülen.



**Oben:** Auf dem Sortiertisch wählen die Fischer die Krabben aus. Weibliche und junge Tiere gehen zurück ins Meer.

**Unten:** Wer hinausfährt auf die Beringsee, der weiss, dass er mit allem rechnen muss. Das Verletzungsrisiko beträgt 98 Prozent.

«Eiswind, na und?»  
Manche nennen die Fischer der Beringsee  
«moderne Wikinger».

Es war das letzte Mal, dass der Kameramann Probleme an Bord bekam. Er hatte sich den Respekt verdient. Spürt er manchmal Angst? «Klar», sagt Glendenning und sieht einen verständnislos an. «Wer dort draussen keine Angst bekommt, muss wirklich ein Idiot sein.»



Schlechtes Wetter, Wellengang, die nächste Korbreihe – die TV-Serie ist nicht deshalb so erfolgreich, weil sich Millionen Zuschauer immer wieder dieselben Abläufe anschauen wollen. Es geht um das Gefühl des Zusammenhalts. Das Miterleben einer Gemeinschaft, die allen Widrigkeiten trotzt und gerade in Krisensituationen nicht aufgibt. Wenn ein Brecher drei Fischer von einem Berg gestapelter Krabbenkäfige fegt, eine Monsterwelle das Brückenfenster einschlägt oder mitten im Sturm die Maschine ausfällt, zittern die Zuschauer mit, als seien sie selbst an Bord. Einer Welt, in der viele immer einsamer werden, liefern die Fangboote das Bild einer eingeschwarenen Gemeinschaft, die für die Dauer einer Episode, also einer Dreiviertelstunde, zusammenhält.

Johnathan Hillstrand, Kapitän der «Time Bandit» (deren Bug ein Totenkopf zierte) und der vielleicht wildeste Seemann von allen, vergleicht die Lage für die Decksleute mit der Situation von Soldaten. Im Einsatz muss er sich unbedingt und immer auf seine Kollegen verlassen können. Wenn es wirklich eng wird, bleibt nur die Hoffnung, dass die anderen einen noch irgendwie raushauen. Zusammenhalt ist unabdingbar, Erfolg nur möglich, wenn die Crew als Mannschaft funktioniert. Was der Serie, bei allen beinahe meditativer wirkenden Dauerschleifen, einen wichtigen Spannungsbogen verleiht: Wie verhalten sich Menschen unter solch extremen Bedingungen? Wer wächst über sich hinaus? Wer versagt? Als Kollege. Als Kumpel. Als

Freund. Die Zuschauer interessiert, wer im Sturm des Lebens durchhält.

Cameron Glendenning und die anderen Kameraleute müssen stets wachsam sein. Sie dürfen keinen Moment versäumen, denn keine Szene kann wiederholt werden. Nichts lässt sich proben, kaum etwas vorbereiten. «Ich versuche, immer zwei Schritte vorauszudenken», erklärt der Kameramann. «Aber das Drehbuch schreibt die Natur, der Wind, die Wellen.» Lebensgefahr als Dauerzustand. Feierabendunterhaltung für eine Welt, in der alles versichert ist. Dies hier ist kein Spiel, wie sonst im Fernsehen. Die Gefahren sind höchst real.

Für seine Arbeit, für seinen Mut und die Ästhetik seiner Bilder wurde Glendenning drei Mal mit dem Emmy ausgezeichnet, dem Fernseh-Oscar, der höchsten Ehre für Fernsehmacher. Die Serie hat auch sein Leben verändert, und dafür war er bereit, an die Grenzen und darüber hinaus zu gehen. Die grösste Gefahr für seine eigene Sicherheit sei immer er selbst, glaubt er. «Für eine gute Kameraeinstellung tue ich alles. Ich will Bilder schaffen, auf die ich wirklich stolz sein kann. Und je länger ich auf diesen Schiffen unterwegs war, desto grösser wurden die Risiken, die ich einging.» Einmal hing er an einem Mast, als das Schiff heftig zu rollen begann, und schaffte es mit knapper Not, zurück an Deck zu gelangen. Hinterher schwor er sich, auf das Mantra zu hören, das ihm die Skipper einimpfen: «Die Beringsee verzeiht keine Fehler.»



Was ihn antreibt, weiter nach Dutch Harbour zu fliegen und an Bord eines der Fangboote zu gehen? Es ist sein Beruf, für den die Kameraleute zwar nicht so gut bezahlt werden wie die Fischer, über die sie berichten. Doch es geht Glendenning nicht nur um die Arbeit und nicht nur um das Adrenalin. «Ich habe mich an Bord selbst gefunden», sagt er. Im Angesicht des grös-

ten Risikos habe er gemerkt, wozu er fähig sei. «Manchmal glaube ich, dass ich auf der Beringsee ein besserer Mensch geworden bin. Mir ist bewusst geworden, worauf es im Leben wirklich ankommt, und das hat mich vermutlich etwas bescheidener und demütiger gemacht.»



Vor kurzem ist Glendenning zum zweiten Mal Vater geworden, er hat einen kleinen Sohn und eine Tochter. Wie alle Väter, die durch den Beruf viel unterwegs sind, leidet er unter der Trennung. Bis zu drei Monate dauert eine Fangsaison, je nachdem, wie schnell die Tanks der Trawler voll sind. Drei Monate, in denen er weg ist von zu Hause und sich die Daheimgebliebenen um ihn Sorgen machen. Für seine Familie hat er unlängst eine Lebensversicherung abgeschlossen. □

**Stefan Krücken** leitet mit seiner Frau Julia den von ihnen gegründeten Ankerherz Verlag ([www.ankerherz.de](http://www.ankerherz.de)) in der Nähe von Hamburg. Bei Ankerherz erschienen die Bücher «Time Bandit» und «Northwestern» über die Krabbenfischer der Beringsee. Sie wurden von den Schauspielern Henning Baum und Axel Prahl als Hörbücher eingelesen.

**Corey Arnold** ist Fotograf und kommerzieller Fischer. Er lebt, wenn er nicht auf See ist, in Portland, Oregon.



# Die Ehre gebührt Spielern, Spekulanten und mutigen Aufklärern

Heute gibt es für fast jede Unwägbarkeit des Lebens eine Police. Wie ist es dazu gekommen? Eine Exkursion zu den Anfängen der modernen Versicherung.

Von Niels Viggo Haueter

JUNGE, ADLIGE MÄNNER IM ENGLAND des 17. und des 18. Jahrhunderts genossen in der Regel eine gute Ausbildung, noch mehr aber genossen viele von ihnen die Freuden des Lebens, besonders beim Glücksspiel. Dies veranlasste deren Väter zu berechtigter Sorge, und manch ein Sohn sah sich mit empfindlichen Taschengeldkürzungen konfrontiert. Doch einer von ihnen hatte eine Idee, wie er trotz der nun beschränkten Mittel weiterhin mit seinen Freunden der Spielleidenschaft frönen konnte: Die Männer organisierten sich in Vereinen, wo ausgemacht wurde, dass derjenige, dessen Vater zuerst starb, die Spiel Schulden aller anderen mit seinem Erbe begleichen würde. Dies liess bei den Gläubigern die Aussicht auf baldige Bezahlung um einiges wahrscheinlicher erscheinen.

Solche Spekulation war nicht nur der adligen Klasse vorbehalten. Es wurden damals munter «Versicherungen» (es waren fast schon Wetten) auf fast alles abgeschlossen: auf den Zeitpunkt von Heiraten berühmter Leute, auf den Ausgang kriegerischer Belagerungen, auf die Wahrscheinlichkeit, an übermässigem Gin-Genuss zu sterben. Vor allem machte sich die Gewohnheit breit, mehrere oder übertrieben hohe Versicherungen auf Handelsschiffe zu lösen, in der Hoffnung, dass diese sinken würden. 1774 setzte der englische Staat diesem Treiben mit dem Gambling Act ein

Ende und markierte damit den Anfang einer langen Reihe von Aufsichtsregelungen.

Versicherungen entstanden nicht im geschichtslosen Raum, sie bildeten sich aus unterschiedlichsten althergebrachten Institutionen und Bräuchen heraus. Die Entwicklung verlief alles andere als linear, und die Einflüsse waren vielfältig. Der Siegeszug der Aufklärung und damit auch der Wissenschaften spielte ebenso eine Rolle wie dramatische Naturereignisse, die Ausbreitung des Welthandels hatte ebenso ihren Einfluss wie frivole Zockereien.

Als die jungen Adligen zu spielen begannen, gab es bereits eine lange Tradition der Risikoabsicherung, die auf Solidarität und Schicksalsteilung basierte. So war es seit Jahrtausenden üblich, Ladungen auf verschiedene Schiffe zu verteilen, und schon die Genueser, damals eine Handelsmacht, bildeten im Mittelalter Vereine, die gemeinsam Schiffstransporte versicherten. Andere frühe Formen der Absicherung wie Sterbekassen, Brandkassen und die «friendly societies» in England waren ebenfalls seit langem bekannt und beliebt. Oft wurden sie von einer homogenen Gemeinschaft wie Minenarbeitern getragen, von denen wöchentlich ein bescheidener Obolus eingesammelt wurde.

Solche Vereine lebten zwar ein religiöses Solidaritätsprinzip vor, aber als Geschäftsmodell sahen sie sich mit etlichen



MEILENSTEINE DER  
VERSICHERUNGEN

1654 Entdeckung der Wahrscheinlichkeitsrechnung durch Blaise Pascal und Pierre de Fermat

1681 Gründung des «Insurance Office for Houses» als erste moderne Versicherung (als Folge des «Great Fire of London» 1666)



Schwierigkeiten konfrontiert. Oft kam ein grosser Teil der Versicherten bei einem einzigen Grubenunglück ums Leben, sodass das angehäufte Kapital nicht ausreichte, um alle Hinterbliebenen zu entschädigen. Auch wurden die Prämieneinnahmen nicht oder schlecht investiert, und sie mussten außerdem auch noch die Betriebskosten decken. Schliesslich kam dazu, dass die krankheitsbedingte Sterblichkeit in sozial tieferen Schichten besonders hoch war. Eine taugliche Versicherung war dies noch nicht.

## Die Macht der Wahrscheinlichkeit

Liess sich gegen das Schicksal wirklich nichts ausrichten? Ist das Leben unberechenbar? Für die Kirche stand dies ausser Zweifel: Es war Bestimmung, dass der Mensch irgendwann sterben musste; es war Gott, der den Zeitpunkt wählte; und es war Sünde, darauf zu spekulieren oder zu berechnen, wann dies geschehen sollte. Doch genau dies wurde im Zug der Aufklärung getan. Seit der Renaissance waren Wissenschaftler daran, die Logik des Universums systematisch zu erforschen, immer mehr



**1842 / 1852**  
Gründung der ersten  
reinen Rückversicherungs-  
gesellschaft, der Kölner  
Rückversicherung

**1883**  
«Gesetz betreffend der  
Krankenversicherung der  
Arbeiter», auf Initiative  
von Otto von Bismarck als  
erste umfassende  
Sozialversicherung

**1906**  
Erdbeben San Francisco,  
der erste Mega-Event der  
Versicherungsgeschichte,  
zeigt auch, wie interna-  
tional die Versicherungs-  
industrie zu der Zeit  
schon war

**1920er**  
Inflation und Wirtschafts-  
krise zwingen die Ver-  
sicherer, sich vermehrt mit  
monetären und finanziellen  
Risiken zu beschäftigen

**1973**  
Erster Vorschlag für  
«Reinsurance Futures» am  
Chicago Board of Trade  
(CBOT), der ältesten  
Terminbörse (Futures und  
Optionen) der Welt

Gebiete wurden rational durchdrungen und alte Erklärungsmuster abgelöst.

Die Mathematik spielte eine wichtige Rolle, doch wieder war es ein Spielsüchtiger, der den Anstoss zur Berechnung der Wahrscheinlichkeit gegeben hatte – und sie wurde zur Grundlage für die Aktuarwissenschaft in der Lebensversicherung. Der französische Chevalier de Méré wollte 1654 herausfinden, wie gross die Wahrscheinlichkeit sei, in einer bestimmten Serie einen Sechser zu würfeln. Die Mathematiker Blaise Pascal und Pierre de Fermat konnten mit Hilfe einer alten Zahlenpyramide aufzeigen, wie sich die Wahrscheinlichkeit mit zunehmender Anzahl Würfe entwickelte.

Dieser Versuch, die Zukunft vorauszusagen und so die göttliche Vorsehung herauszufordern, stand zwar im direkten Widerspruch zur kirchlichen Doktrin. Doch der Logik des Modells und anderer neu entdeckter Gesetzmässigkeiten konnten sich auch die Kleriker nicht gänzlich verschliessen. Sie stellten sie in den Dienst der eigenen Sache und versuchten, mit statistischer und wissenschaftlicher Logik eine göttliche Ordnung zu beweisen. Die Sterbetafeln, welche die Geistlichen zu sammeln begannen, wurden später ironischerweise für die Lebensversicherer zu zentralen Arbeitsinstrumenten.

Schon bald nach Pascal und de Fermat wandten Mathematiker in Grossbrit-

tannien, Deutschland und Holland die Wahrscheinlichkeitsberechnung auf die Lebensversicherung an, nur vermochten sie die Versicherer noch nicht von solchen Methoden zu überzeugen. Die Lebensversicherung blieb vorerst ein spekulatives Geschäft, und die Erfindung der Aktie tat das Ihre dazu. In England führte der Aktienboom des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts zu zahlreichen Gründungen von Versicherern, vor allem der un seriösen Art, und verleitete zu riskanten Spekulationen auf Unternehmer- und auf Investorenseite.

### Das Leben wird berechenbar

Auf eine gesunde Basis wurde die Lebensversicherung erst später gestellt. Die Wende kam, als der Mathematiker James Dodson bei der Amicable Life Assurance Society eine Lebensversicherung abschliessen wollte. Wegen seines hohen Alters von 45 Jahren wurde er abgewiesen, was ihn derart verärgerte, dass er eine mathematische Lösung für eine gerechtere (more equitable) Lebensversicherung aufstellte: Die Prämienzahlungen sollten als Prozentsatz der Lebenserwartung ausgerechnet werden. Dies wurde zur Grundlage einer 1762 gegründeten Lebensversicherung, die Equitable Assurance genannt wurde.

Der englische Philosoph und Prediger Richard Price schaffte es schliesslich, daraus ein Kostenmodell zu entwerfen.

1774 verfasste er für die Equitable Assurance eine Abhandlung zur Berechnung der Profitabilität in der Lebensversicherung. Man hatte entdeckt, dass die Buchführung keine verlässlichen Schlüsse zur gegenwärtigen finanziellen Lage des Unternehmens zuliesse. Es war unmöglich einzuschätzen, wie viel jede einzelne Lebensversicherung gerade wert war beziehungsweise ob die Equitable Assurance mit der aktuellen Prämienstruktur einen Gewinn oder einen Verlust machte. Price tat seinem Nachnamen alle Ehre und berechnete aufgrund aktueller und zu erwartender Sterblichkeit ein neues Prämienmodell. Die Lebensversicherung musste sich von da an nicht mehr auf Spekulationen einlassen.

Die marktwirtschaftlichen Ideale, die massgeblich von Grossbritannien ausgingen, setzten das streng religiöse Denken Südeuropas unter Druck. Dennoch hielt sich die Skepsis gegenüber der Wissenschaft hartnäckig. Dies änderte sich erst, als eine Katastrophe Zweifel an der herkömmlichen Deutung der göttlichen Allmacht aufkommen liess: 1755 löste ein Seebenben vor Lissabon einen Tsunami aus, der fast die ganze Stadt zerstörte. Was besonders irritierte, war der Umstand, dass ausgerechnet das Rotlichtviertel vom Desaster verschont geblieben war – nicht aber Kirchen.

Wenn ein allmächtiger Gott dies gewollte hatte, dann war er nicht gütig, >



**1992-1998**  
Vierte M&A-Welle mit  
Fokus auf Übernahmen im  
gleichen Industriesektor

**2001**  
«9/11» als grösster von  
Menschen verursachter  
versicherter Schaden

**2008/09**  
Versicherungsgeschäft  
erweist sich  
als krisenresistent

und wenn er gütig war, so konnte er nicht allmächtig sein, schlossen viele. Das theologische Problem der Allmächtigkeit wurde mit dem Erdbeben neu aufgeworfen und ebnete aufklärerischen Idealen den Weg in den Süden – und damit auch der Ausbreitung des Versicherungsgedankens über das nördliche Europa hinaus. Außerdem gab das Erdbeben den Anstoß zur Seismologie, die für die Versicherung eine grosse Rolle spielt.

### Aus Schutt und Asche

Auch in der Geschichte der Sachversicherungen markiert eine Katastrophe einen Wendepunkt. 1666 wurde die Londoner Innenstadt von einem gewaltigen Feuer zerstört. Kaum etwas war damals versichert. Für innovative Geschäftsleute war die Rekonstruktion der City ein finanzieller Segen. Einer davon, der Ökonom, Bankier und erste Anbieter von Hypotheken, Nicholas Barbon, erwarb sich erst ein Vermögen mit dem Wiederaufbau und gründete 1681 die erste eigentlich moderne Versicherungsgesellschaft, das Insurance Office for Houses.

Barbon war ein früher Anhänger der freien Markttheorie, und massgebend für ihn war die Aussicht auf Prämieneinnahmen, nicht die Solidarität. Auch war ihm klar, dass das neue Unternehmen eine Aktiengesellschaft werden sollte, die erste in diesem Industriezweig. Zwar war der Ge-

sellschaft kein langfristiger Erfolg beschieden, aber die Fremdkapitalisierung von Versicherungen mit Aktien sollte zu einem wichtigen Vorteil gegenüber den herkömmlichen Gegenseitigkeitsvereinen werden. Denn sie sorgte für ausreichendes Betriebskapital und erlaubte es, das Risikokapital getrennt zu verwalten. In der Folge wurde eine Reihe von Versicherungen gegründet. Einige von ihnen unterhielten auch eigene Brandwehren, die im Falle eines Feuers zuerst ihre versicherten Häuser zu retten versuchten.

Eine Grosszahl von Versicherern aber war mit rein spekulativen Absichten gegründet worden, und viele scheiterten spätestens mit dem Kurssturz von 1720, als die sogenannte South Sea Bubble platzte und zahlreiche Investoren in den Ruin getrieben wurden. Hingegen bewährte sich ein Kaffeehaus, das Edward Lloyd seit 1688 an der Tower Street betrieb. Dort trafen sich Schiffsbesitzer, die allmählich gegenseitig am Transportrisiko ihrer Berufskollegen teilnahmen. Lloyd's wurde ein Markt, der Broker und Kunden zusammenbrachte.

Einer der prominentesten Vertreter des neuen Wirtschaftsdenkens in Grossbritannien, der schottische Ökonom Adam Smith, führte 1776 im Buch «Der Wohlstand der Nationen» nicht nur den freien Wettbewerb als Voraussetzung für Prosperität an, sondern machte sich auch Gedanken zur Selbstverantwortung des Menschen.

Die Versicherung lobte er als rationale Einrichtung und erhob sie zur moralischen Pflicht. Sich nicht zu versichern, befand er als «gedankenlose Voreiligkeit und anmaßende Verachtung des Risikos».

### Über die Grenzen hinweg

Die einsetzende Industrielle Revolution und die Ausdehnung der Kolonien brachten zahlreiche neue zu versichernde Risiken mit sich. So war der immense Bedarf der englischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts an Zucker aus den Kolonien mit bisher unbekannten Problemen verbunden. Raffinerien zur Zuckerproduktion waren äusserst kapitalintensiv, auch wegen der vielen Sklaven, die benötigt wurden. Zu den Gefahren, die sich mit dem Seetransport ergaben, kam die Brandgefahr der Bottiche und der Destillieranlagen für den Rum.

1782 gründete eine Vereinigung von 84 Zuckerraffineriebesitzern in London die Phoenix Assurance, die erste wirklich bedeutende, globale, moderne Versicherung, die auch längerfristig Bestand hatte. Ihre Erfolgsgeschichte verdankte sie auch der Kapitalisierung mit Aktien und dem zur Verfügung stehenden Fremdkapital, das schnell eine geografische Ausdehnung ermöglichte. Schon im ersten Jahr nach ihrer Gründung versicherte sie Raffinerien in Sankt Petersburg, Smyrna (dem heutigen Izmir in der Türkei), Lissabon und bald auch in Übersee. Sie gründete dazu als erste Gesellschaft Niederlassungen im Ausland, was die Risikoverteilung erheblich verbesserte.

So begann die moderne Versicherung allmählich, die traditionellen Formen der Gefahrenvermeidung von Sterbekassen und Brandwehren aufzuweichen. Die wissenschaftliche Basis der Aktuare, die moderne Unternehmensform der Aktiengesellschaft und die geografische Streuung der Risiken machten das britische Modell der Versicherung zu einer unschlagbaren Geschäftsidee. Sie sollte in den kommenden Jahrhunderten die Welt erobern. □

**Niels Viggo Haueter** ist Head Corporate History bei der Swiss Re. Der älteste noch existierende Rückversicherer der Welt feiert dieses Jahr das 150-jährige Bestehen. Die Firma wurde 1863 von der Helvetia Versicherung, der Schweizerischen Kreditanstalt und der Basler Handelsbank gegründet, um der Abhängigkeit der Schweizer Assekuranz von ausländischen Rückversicherern entgegenzuwirken.

CREDIT SUISSE

N° 2/2013



**Sicherheit – sorgenfrei schlafen  
in ungewissen Zeiten**

**Bulletin**  
DAS MAGAZIN FÜR DEN  
SCHWEIZER MARKT **PLUS**

Bulletin Plus, das Magazin der Credit Suisse für den Schweizer Markt  
[www.credit-suisse.com/bulletinplus](http://www.credit-suisse.com/bulletinplus)

# Süß für mich, bitter für dich

Der Diabetesexperte sieht in ihm das Gesundheitsrisiko, für den Produzenten (und die Zahnärztin) ist er die Existenzgrundlage, und widerstehen kann ihm fast niemand: sieben Facetten von Zucker.



**Anoop Misra, 54, Vorsitzender des indischen Kompetenzzentrums für Diabetes, Stoffwechselkrankheiten und Endokrinologie, Neu-Delhi, Indien.**

Indien sitzt auf einer Diabetes-Zeitbombe, die sehr schnell tickt. Die Zuckerkrankheit hat epidemische Ausmasse angenommen, in einigen Regionen leidet schon jeder Fünfte an ihr. Süßigkeiten werden als Geschenke gereicht und gelten als religiöse Snacks. Ich persönlich mag salzige Speisen lieber. Die meisten Inder aber sind richtige Schleckmäuler. Unsere Bauchumfänge sind grösser als jene der Europäer, unser Körperfettgehalt ist höher. Viele Inder haben einen Buckel im Nacken oder ein Doppelkinn: Ablagerungen von überschüssigem Fett.



**Johanna Spohrer, 14, Gymnasiastin, Hamburg, Deutschland.**

Ich esse viel Schokolade, Gummibärchen und M&Ms. Am liebsten mag ich da die braunen, vielleicht, weil die nach Schokolade aussehen. Nutella mag ich am allerliebsten. Mama sagt, ich solle nicht so viel Süßes essen. Eigentlich hat sie recht. Wenn ich nämlich viel Zucker esse und mich dann bewege, dann wird mir ganz schwindlig. Meine Zähne sind nicht so gut, das liegt aber nicht an den Süßigkeiten. Jeder hatte doch schon einmal ein Loch im Zahn.



**Andrés González Aguilera, 47, Geschäftsführer der Cooperativa Manduvirá Ltda, Asunción, Paraguay.**

Vor 38 Jahren gründeten wir unsere eigene Genossenschaft. Zu Beginn hatte sie 39 Mitglieder, heute sind es 1500. Die Zuckerrohrernte ist für uns mehr als bloss eine Arbeit: Mit Fair-Trade-Produkten wollen wir die Lebensqualität der kleinen Produzenten verbessern. Momentan bauen wir mit Hilfe von Oikocredit eine umweltfreundliche Anlage für die Herstellung von Bio-Zucker. Viele sagten anfänglich, wir seien verrückt – wie ein Hündchen, das den Mond anbellt und glaubt, ihn erreichen zu können. Doch heute exportieren wir bereits in 18 Länder.



**Dr. Zsuzsanna Juhasz, 59, Zahnärztin, Budapest, Ungarn.**

Zucker ist die Energiequelle von oralen Bakterien, die die Zähne angreifen. Kein Zucker hiesse: keine Plaque und kein Karies. Zucker ist also die Basis allen Übels. Wird gegen Plaque und Karies länger nichts unternommen, kommt es zu Komplikationen, ich muss dann Zähne ziehen, Wurzeln behandeln, Implantate einzusetzen. Ich behandle pro Jahr 300 Leute mit einem Loch im Zahn. Insofern bringt mir Zucker Kunden.



**Jordi Butrón, 45, Inhaber und Chef des Dessert-Restaurants Espai Sucre, Barcelona, Spanien.**

Wir verarbeiten eine Tonne Zucker im Jahr. Zucker mag einfach jeder. Egal, welche Speise – gibt man Zucker dazu, dann werden die Aromen sofort intensiver, alles bekommt mehr Geschmack. Zucker ist phänomenal, weil er zu allem passt, man kann ihn mit allem Möglichen kombinieren, Süßem, Salzigem, Bitterem, Saurem. Ich persönlich liebe unsere süß-salzige Butter. Natürlich muss man aufpassen, Zucker verbrennt schnell, manchmal krisztallisiert er. Aber sonst? Mit Zucker ist man völlig frei, zu tun, was man will.



**Selma Illitz, 33, Marketing-Manager Wiener Zucker, Wien, Österreich.**

Das Wichtigste am Bewerben von Zucker ist es, Emotionen zu wecken. Ein angenehmes, heimeliges Gefühl, Geborgenheit. Die Leute sollen sich an glückliche Momente erinnern, an ihren Geburtstag, die Hochzeitstorte. Tradition ist wichtig. Der österreichische Haushalt verbraucht fast acht Kilo Zucker im Jahr. Unsere Zielgruppe sind zum Grossteil Frauen ab 25. Wir bewerben den Zucker als Produkt aus der Heimat. Deswegen haben wir nun auch einen Werbefilm mit der Spanischen Hofreitschule gedreht. Auch sie ein Wiener Traditionssunternehmen.



**Alf Stevens, 68, Generalsekretär der Vereinigung der Ethanolproduzenten des südlichen Afrika (EPASA), Johannesburg, Südafrika.**

Wir gewinnen Bioethanol aus Zuckerröhr und anderen pflanzlichen Stoffen. Mit diesem Benzin-Ersatz kann man Auto fahren und sogar fliegen. Bei der Bioethanol-Produktion werden keine Kohlenstoffe freigesetzt. Doch auch wir sehen uns Schwierigkeiten gegenüber: In Südafrika geht immer mehr Land, auf dem Zuckerröhr für die Bioethanol-Produktion angepflanzt wurde, an die Holzproduktion verloren. Ein zweites Problem ist die Bewässerung. Hirse verdrängt zunehmend Zucker, weil sie auch in trockenen Zeiten gedeiht.

Zusammengestellt von  
Anna Miller und Dennis Bühler.

**DAS «WEISSE GOLD»**

Vom Mittelalter an wurde Zuckerröhr weltweit auf Plantagen angebaut, blieb aber vorerst der Oberschicht vorbehalten.

Übernamen von Zucker: «weisses Gold».

Zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurde in Österreich der erste Würfelzucker produziert. Der Fortschritt ermöglichte bald die industrielle Herstellung.

Zucker ist sowohl Nahrungs- wie Genussmittel. Er trägt kein Mindesthaltbarkeitsdatum.

Die heute weltweit bedeutendsten Zuckerproduzenten sind Brasilien, Indien und China, die wichtigsten europäischen Herstellerländer sind Frankreich, Deutschland und Polen.

Die grösste Zuckerfabrik der Welt für die Produktion von Rohrzucker liegt im

Sudan. In der Schweiz stehen Zuckarfabriken in Aarberg (Bern) und in Frauenfeld (Thurgau).

Im Jahr 2011 wurden weltweit knapp 170 Millionen Tonnen Zucker hergestellt. Etwa 80 Prozent des erzeugten Zuckers wird nicht unmittelbar als Nahrungsmittel an Endverbraucher abgegeben, sondern dient der Süßwaren- und der Getränkeindustrie sowie in Bäckereien und der Pharmazie als Grundstoff.

# Die spinnen, die Spinnen

Die Evolution geht zuweilen seltsame Wege: Spinnen lassen sich in fünf Kilometern Höhe durch die Lüfte tragen – ohne Einfluss auf Richtung und Ziel. Warum tun sie das? Und was können wir Menschen davon lernen?

Von Hanna Kokko

STELLEN WIR UNS VOR, WIR LIEGEN AUF einer Sommerwiese, die Sonne scheint, ein leichter Wind weht. Ausnahmsweise widerstehen wir der Versuchung, auf dem Smartphone unsere E-Mails zu checken, und bemerken eine kleine Spinne, die einen Seidenfaden spinnt. Das ist an sich nichts Besonderes, denn das tun Spinnen nun einmal, um Beute zu fangen.

Aber schauen wir genauer hin. Diese Spinne baut kein Netz, sondern streckt den Hinterleib in die Höhe und lässt den hauchdünnen Faden einfach in der Luft hängen. Bald ist dieser Faden so lang, dass er, und mit ihr die Spinne, vom Wind davongetragen wird. Das wird als «Balloonning» oder «Luftschiffen» bezeichnet und von vielen Spinnenarten betrieben.

Spinnen können weite Entfernungen zurücklegen. In Luftproben, die in knapp

fünf Kilometern Höhe von Forschungsbällons genommen wurden, hat man an dünnen Flugfäden hängende Spinnen gefunden. Spinnen können tagelang ohne Nahrungsaufnahme auskommen, aber ihre Fluggewohnheiten muten geradezu irrsinnig riskant an, denn sie haben ja keinerlei Einfluss auf die Richtung, in der sie sich fortbewegen. Wie viele Spinnen sterben, bevor sie ein halbwegs geeignetes Habitat erreichen, ist natürlich kaum zu ermitteln; aber das optimale Szenario – eine hübsche Wiese mit reichlich Nahrung, einer genügend grossen Anzahl von Geschlechtspartnern und nicht allzu vielen Konkurrenten – ist keineswegs garantiert.

## In die weite Welt hinaus

Genau so riskant ist es jedoch, stets im angestammten Revier zu bleiben. Wenn Angehörige einer Gattung nie wandern, kommt es nicht nur zu einem heftigen Wettkampf um die Ressourcen, ihr Habitat wäre irgendwann auch gefährdet. Allzu ausgeprägte Reviertreue ist aus evolutions-technischer Sicht unvorteilhaft. Biologen sind daher nicht sonderlich überrascht, wenn sie ein gewisses Mass an Kühnheit beobachten. Niemand wunderte sich, als

auf der isländischen Insel Surtsey, die im November 1963 infolge eines Vulkanausbruchs entstanden war, schon bald die ersten Spinnen entdeckt wurden.

Und wir Menschen? Der Nobelpreisträger Daniel Kahneman hat in seinem Buch «Schnelles Denken, langsames Denken» dargelegt, dass unsere Entscheidungen allzu oft auf Irrtümern und Vorurteilen beruhen. Unsere Risikobereitschaft ist das Ergebnis eines eigentümlichen Zusammenspiels von Fehleinschätzungen: einerseits reagieren wir bei Verlusten sehr viel stärker als bei Gewinnen (was Risikovermeidungsstrategien begünstigt), andererseits agieren wir oft, als wären bestimmte Trends ein für allemal gültig. Manchmal hat diese Sichtweise die Oberhand, was dann zu den bekannten Ergebnissen führt – der niederländischen Tulpenmanie im 17. Jahrhundert, der englischen Südseeblase im 18. Jahrhundert, der Dotcom-Blase und vielen anderen Beispielen in der jüngsten Vergangenheit.

## Guter Tag, schlechter Tag

Wie schaffen wir es, gleichzeitig risikofreudig und risikoscheu zu sein? Diese beiden Seiten können in der Tat mühelos mitein-



anderen existieren. Stellen wir uns einen Tag vor, an dem man zunächst Geld gewinnt und dann zwei kleinere Verluste verzeichnet. Man wird den Tag sehr viel negativer in Erinnerung behalten, als wenn man neben dem Gewinn keine unangenehmen Verluste verzeichnet hätte. Verrückte menschliche Entscheide sind nicht so überraschend, bedenkt man, dass wir stets einzelne Ereignisse verfolgen (Gewinn! Gewinn! Gewinn! Verlust! Was für ein verflixter Tag!), statt den Gesamtertrag im Blick zu behalten.

Wenn wir lernen, was tendenziell funktioniert, denken wir nicht lange darüber nach, ob es klug ist, davon auszugehen, dass in der Vergangenheit erzielte Ergebnisse auch einen Hinweis auf die künftigen Spielregeln liefern.

Wer weiß, vielleicht hat das mit der Evolution zu tun. Spinnen wissen nicht, wie ihr künftiges Habitat aussieht, sie haben sich einfach so entwickelt, dass sie das tun, was bislang funktioniert hat. *Ceteris paribus* könnte man sagen: je öfter neue vulkanische Inseln entstehen (oder andere, weniger spektakuläre neue geologische Formationen), desto optimistischer sind die Spinnen. Die Evolution arbeitet mit Extrapolation. Sie geht davon aus, dass sich die

Regeln seit dem letzten Mal nicht geändert haben, dass Windverhältnisse und Lebensbedingungen auch künftig gelten. Man kann sich an veränderte Bedingungen anpassen, im Allgemeinen aber nur, wenn diese mit grosser Wahrscheinlichkeit eintreten: der Vogelzug, ausgelöst von kürzer werdenden Tagen, ist ein gutes Beispiel.

Interessanterweise bedeutet Risiko für den Einzelnen etwas anderes als für eine Gruppe von Individuen. Nehmen wir den Begriff «Bet-hedging», also Risikostreuung. Man sichert sich, grob gesagt, gegen das grösstmögliche Risiko ab. Setzt man optimistischerweise alles auf eine Karte und etwas läuft schief, hat man alles verloren. Auch das Ballooning der Spinnen klingt im ersten Moment nicht gerade als Inbegriff von Risikominimierung. Das einzelne Exemplar unternimmt etwas unglaublich Risikantes. Aber was ist die Alternative? Sich nie von seinem Revier zu entfernen? Genau das würde darauf hinauslaufen, alles auf eine Karte zu setzen.

Eine Population steht besser da, wenn einige Nachkommen es schaffen und andere sterben, als wenn alle durchkommen, und plötzlich wird ein neuer Parkplatz gebaut und alle Nachkommen werden von

einem Bulldozer erwischt. Mathematisch besteht hier eine Eigentümlichkeit: eine breitere Varianz – eine hohe Performance – der unmittelbaren Nachkommen kann zu tieferem evolutionärem Erfolg einer Population führen.

### Das grosse Ganze sehen

Was können wir aus der Evolution lernen? Erstens: Wir sind gut darin, etwas zu wiederholen, was gestern und vorgestern funktioniert hat, haben aber oft keinen Blick dafür, dass sich – mitunter als Folge unseres kollektiven Handelns – die Spielregeln ändern. Zweitens: Wir sind getrieben von einzelnen Ereignissen und verlieren das Gesamtergebnis gerne aus dem Blick. Drittens: Risiko ist gut. Nicht unbedingt für den einzelnen «Risk-Taker», aber für den längerfristigen Erfolg einer Spezies. □

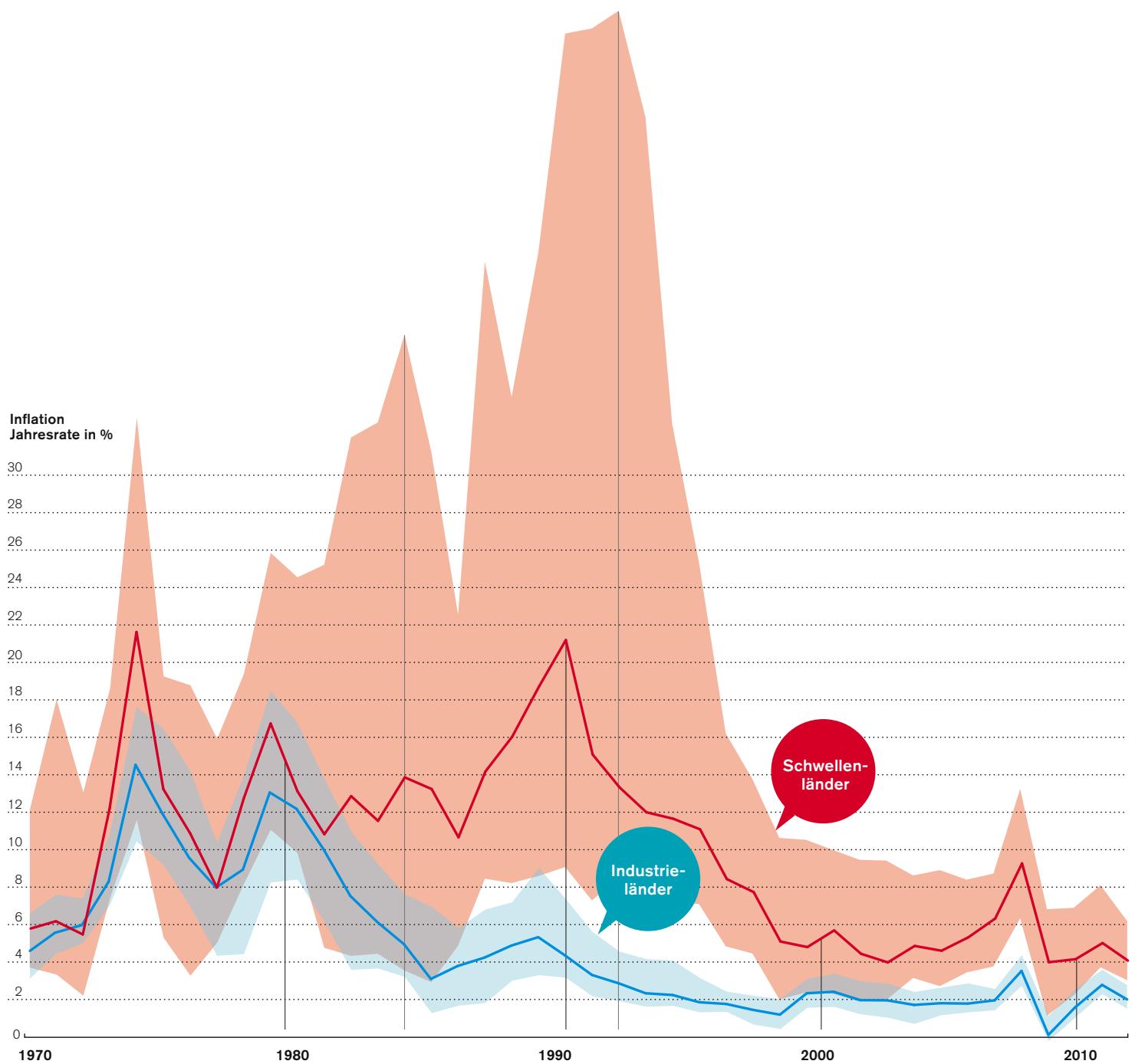
**Hanna Kokko** ist Evolutionsbiologin. Die Finnin lebt in Canberra, sie ist Professorin an der Australian National University und ein Australian Laureate Fellow.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

# Droht die nächste Inflation?

Mit der Erhöhung der Geldmenge häufen sich auch die Sorgen vor einer Entwertung. Zu Recht?

Von Claude Maurer



Die ausgezogenen Linien markieren den Zentralwert (Median) der Inflationsrate für die beiden Ländergruppen.  
Die eingefärbten Bereiche umfassen die beiden mittleren Quartile für jede Gruppe.

Quelle: Datastream

**M**it jedem Morgenrot am Konjunkturhimmel flackern Inflationssorgen auf. Anlass dafür ist die enorme Aufblähung der Geldmenge durch die wiederholten Interventionen der Zentralbanken seit der Finanzkrise. Tatsächlich ist eine Geldschwemme einer der wichtigsten Treiber der Inflation. Die Aussage des Monetaristen Milton Friedman, dass Inflation mittelfristig immer und überall ein monetäres Phänomen sei, bleibt gültig. Laut Theorie steigen die Preise, wenn die umgesetzte Geldmenge grösser ist als das reale Angebot an Gütern und Dienstleistungen.

Eine Aufblähung der Notenbankgeldmenge alleine bedeutet jedoch nicht, dass dieses Geld auch in den Wirtschaftskreislauf gelangt, d.h. umgesetzt wird. In den vergangenen Jahren sind die Geldmengenaggregate, welche die tatsächliche Kaufkraft der Wirtschaft reflektieren, also die Bankeinlagen der Öffentlichkeit, kaum gestiegen. Anders gesagt: Die Umlaufgeschwindigkeit des Notenbankgeldes ist stark gesunken. Nochmals anders betrachtet, ist das viele Geld, das die Notenbanken den Geschäftsbanken zur Verfügung gestellt haben, um diese durch die Krise zu «füttern» und damit eine Verschärfung der Kreditklemme oder gar eine Depression zu vermeiden, gehortet worden; in den Wirtschaftskreislauf gelangt ist es nicht.

Dies erklärt unter anderem, warum der Leistungsausweis der Zentralbanken bezüglich Wahrung der Preisstabilität trotz der Aufblähung der Geldmenge weiterhin tadellos geblieben ist – zumindest wenn die Teuerung gemessen am Landesindex der Konsumentenpreise als Massstab zugrunde gelegt wird (siehe Grafik).

### **Weginflationieren ist schwierig**

Damit aus einer aufgeblähten Geldmenge tatsächlich eine Inflation entsteht, müssen verschiedene Prozesse in Gang gesetzt werden. Naheliegend ist, dass die Geschäftsbanken das Notenbankgeld nicht mehr horten, sondern als Kredite vergeben. Ein solchermassen ausgelöster Kreditboom wäre ein möglicher Auslöser eines traditionell immer wieder zu beobachtenden Inflationstreibers, einer Übernachfrage.

Es ist jedoch angesichts des weiterhin maroden Zustandes des globalen Finanzsystems eher unwahrscheinlich, dass Geschäftsbanken in der nahen Zukunft übermäßig viele Kredite vergeben werden –

im Gegenteil: Sie werden das günstige Notenbankgeld noch länger horten. Eher möglich ist hingegen, dass Staaten versuchen könnten, ihre Staatsschulden wegzuinflationieren. Gewichtige Stimmen fordern bereits, eine höhere Inflation zu tolerieren, damit die bestehende Schuldenlast an realen Wert verliert und damit tragbarer wird.

Doch das Weginflationieren ist in der heutigen vernetzten Finanzwelt einfacher gesagt als getan. Denn die Finanzmärkte sind gewarnt und nervös. Sie würden bei den ersten Anzeichen für einen Versuch der Weginflationierung sofort höhere Zinsen einfordern und die Inflationierung damit verhindern. Nur wenn das Finanzsystem gezwungen werden kann, auf höhere Zinsen zu verzichten, würde diese Art der Entschuldung gelingen.

Eine solche «Financial Repression» wäre aber nur dann in grossem Stil umsetzbar, wenn die Staaten Fundamente wie Rechtssicherheit oder Eigentumsgarantie aufheben würden. Es bräuchte also weit-

### **Das viele Geld, das die Notenbanken zur Verfügung stellten, gelangte nicht in den Wirtschaftskreislauf.**

reichende politische Entscheide, damit die Inflationsgefahr unkontrollierbar würde. In der Tat waren die meisten der über 50 Fälle von Hyperinflation zwischen 1920 und 2008 auf politische Extremereignisse wie den Kollaps von Staaten zurückzuführen. Natürlich lässt sich derzeit insbesondere für die Eurozone ein solches negatives Zerfallsszenario spinnen, doch erachtet das Credit Suisse Economic Research dessen Eintrittswahrscheinlichkeit als gering.

Ein weiterer Inflationstreiber ist die Lohn-Preis-Spirale: Arbeitnehmer in Erwartung steigender Preise fordern höhere Löhne und Unternehmen versuchen die zu erwartenden höheren Personalkosten mittels höherer Preise auszugleichen. Demnach sind die Erwartungen ein bedeutender Katalysator dieses Inflationsprozesses.

Zudem wird deutlich: Inflation kann sich vor allem in einem wettbewerbsarmen Umfeld entwickeln. Nur dort können die Unternehmen die Preise tatsächlich erhöhen und die Arbeitnehmer höhere Löhne durchsetzen. Die Globalisierung und der dadurch erhöhte Wettbewerbsdruck ha-

ben die Voraussetzungen dafür in den vergangenen Jahren strukturell verringert, das Risiko für eine Lohn-Preis-Spirale ist entsprechend kleiner geworden. Solange der globale Wettbewerb nicht durch eine Welle des Protektionismus erstickt wird – wofür es wenige Indizien gibt –, sollte eine solche Spirale nicht so einfach in Fahrt kommen.

Eine Schlüsselrolle in der Bändigung der Inflationsgefahr spielen die Zentralbanken. Solange ihre Politik glaubwürdig ist, keimen keine Preiserhöhungserwartungen auf. Am Beispiel der Schweizerischen Nationalbank lässt sich zeigen, dass das Vertrauen in die auf Preisstabilität ausgerichtete Geldpolitik aktuell gegeben ist.

### **Glaubwürdigkeit kein Naturgesetz**

Als Glaubwürdigkeitsmaß dient ein Indikator, den das Credit Suisse Economic Research für die Schweiz berechnet hat. Der Indikator schwankt definitionsgemäß auf einer Skala zwischen 0 (geringe Glaubwürdigkeit) und 1 (hohe Glaubwürdigkeit). Die Glaubwürdigkeit einer Zentralbank ist jedoch kein Naturgesetz, sondern ist sowohl von endogenen Faktoren, insbesondere dem Erfolgsausweis einer Zentralbank, als auch von strukturellen Faktoren abhängig. Der wichtigste strukturelle Faktor ist die Unabhängigkeit. Zahlreiche empirische Studien belegen, dass unabhängige Zentralbanken tiefe Inflationsraten erzielen und diese nicht auf Kosten des Wirtschaftswachstums gehen. Natürlich kann die Unabhängigkeit der Zentralbank politisch wieder aufgehoben werden. Genauso wie die Globalisierung umgedreht oder das Finanzsystem theoretisch zum Kauf von Staatsschulden gezwungen werden kann. Entscheidend ist jedoch, ob der politische Prozess in diese Richtung geht oder nicht. Dies wiederum wird von den Präferenzen der bestimmten politischen Kräfte abhängen.

Man kann das Morgenrot am Konjunkturhimmel also relativ sorgenlos genießen, das Inflationsrisiko scheint nach wie vor tief. Die alternden Mehrheiten in den Industrieländern werden sich letztlich für Stabilität entscheiden, insbesondere weil eine Inflation ihre ersparten Vermögen erodieren würde. Dasselbe gilt für die meisten Schwellenländer, wo grosse Teile der Bevölkerung in den vergangenen Jahrzehnten stark unter der Inflation gelitten haben. □

**Claude Maurer** ist Leiter Swiss Macroeconomic Research bei der Credit Suisse.

# Wo die Schweiz am Berg steht

Im Vergleich zu fast allen Ländern geht es der Schweiz und ihren Bewohnern aussergewöhnlich gut. Kleines Land, kleine Probleme? So einfach ist es nicht. Eine Sechs-Punkte-Diagnose.

Von Oliver Adler und Sara Carnazzi Weber



Der einzige nennenswerte Naturschatz des Alpenlandes ist das Wasser: Steinsee und Steingletscher am Sustenpass.

## 1 — Erpressbarer Spielball der Weltmächte?

Kaum je seit dem Zweiten Weltkrieg ist die Schweiz aussenpolitisch derart stark unter Druck geraten wie in jüngster Vergangenheit. Die amerikanischen und europäischen Freunde scheinen die Eidgenossen nicht nur vergessen, sondern geradezu verlassen zu haben. Noch mehr, sie setzen sie unter Druck. Sie verlangen die Abschaffung des Bankkundengeheimnisses – und viel Geld dazu. Die Ursachen: Das Ende des Kalten Kriegs hat gewisse Sonderregelungen geschwächt, die besonders dem Finanzplatz Schweiz zugestanden wurden. Überdies hat die globale Finanz- und Fiskalkrise finanzielle Begehrlichkeiten ge-

weckt und den Druck auf den Schweizer Finanzplatz weiter erhöht. Ist die Schweiz dadurch wirtschaftlich oder politisch fundamental bedroht? Wohl kaum, denn eine wirtschaftlich permanent geschwächte Schweiz würde den Nachbarn wenig nützen. Die Schweiz wird sich anpassen müssen. Sie hat aber – auch im neuen Umfeld – durchaus gewisse Verhandlungsspielräume.

## 2 — Der Weltwirtschaft «ausgeliefert»?

Mausarm ist die Schweiz, wenn man Reichtum an ihren natürlichen Ressourcen misst. Nebst der Wasserkraft (und frischer Luft) verfügt sie über keine nennenswerten Natur-

schatze. Karge Böden und ein kühles Klima verdammten die Landwirtschaft zu geringer Ertragskraft. So überrascht es nicht, dass die Schweiz bis weit ins 19. Jahrhundert hinein eines der ärmeren Länder Europas war. Man wanderte aus, nicht ein, um zu Wohlstand zu kommen. Warum hat sich dies so dramatisch verändert? Der Erfolg kam mit der raschen Industrialisierung ab Mitte des 19. Jahrhunderts. Die intensive Beteiligung am Welthandel – nicht die Verteidigung des Status quo – hat seither den Erfolg gesichert. Die Güterexporte belaufen sich heute auf etwa 35 Prozent des Bruttoinlandprodukts, inklusive der Dienstleistungen sind es über 50 Prozent. Beide Anteile sind in den letzten zwei Jahrzehnten gestiegen. Statt auf billige Massen-

güter hat die Schweizer Industrie immer auf Spezialitäten und Nischen gesetzt, vorab auf Chemie und Pharmazie, Maschinen, Uhren und Präzisionsinstrumente, aber auch auf Nahrungsmittel und spezialisierte Finanzdienstleistungen. In einem immer grösseren Weltmarkt und bei einer immer feineren Arbeitsteilung ist die Spezialisierung der Schlüssel zum Erfolg. Und um die Spitzenpositionen zu sichern, ist eine hohe Investitionstätigkeit zentral, auch in die Bildung. Je höher sie ist, desto höher sind Löhne und der Wohlstand.

### 3 — Zu viele Ausländer?

Heute wandern, im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung, mehr Menschen in die Schweiz ein als in die USA, das Einwanderungsland schlechthin. Mehr als jeder fünfte Einwohner hat eine ausländische Staatsbürgerschaft und rund ein Drittel einen Migrationshintergrund, als Zuwanderer oder Nachkomme der ersten oder zweiten Generation. Die multikulturelle Gesellschaft ist längst Realität. In den 1950er Jahren erschienen die Italiener noch als fremd, mittlerweile sind «Secondos» anerkannte Schweizer. In der Wahrnehmung der Bevölkerung ist die Integration jedoch weniger erfolgreich. Die Volksinitiativen gegen die Zuwanderung sind Ausdruck dieses Unbehagens. Politiker können versucht sein, dieses zu instrumentalisieren, statt soziale Konflikte zu dämpfen. Die Entwicklung, gerade auch der letzten Jahre, zeigt indes: Die Schweizer Wirtschaft profitiert von der wachstumsfördernden Wirkung der Zuwanderung, insbesondere von hoch qualifizierten Arbeitskräften.

### 4 — Zu grosse Banken?

Die Schweiz beherbergt neben global führenden Industrie- und Versicherungsunternehmen auch zwei der weltweit grössten Banken. Bei Ersteren wird Grösse kaum als Risiko empfunden, bezüglich der Letzteren herrscht Unbehagen. Weshalb? Im klassischen Bankgeschäft werden Spargelder auf längere Frist und zu höheren Zinsen an

Haushalte und Unternehmen ausgeliehen. Banken können ihre (illiquiden) Kredite nur schwerlich abbauen, Sparer ihre (liquiden) Gelder jedoch jederzeit abziehen. Um diesem «Fluchtrisiko» entgegenzutreten, haben Regierungen staatliche Garantien für Depositen (und andere Gläubiger) eingeführt. Der Haken: Die Garantie kann Banker zu allzu riskanten Geschäften verleiten. Geht das gut, verdienen sie viel, geht es schief, muss die Bank vom Staat gerettet werden, damit eine Finanz- und Wirtschaftskrise verhindert wird. Dieses «Moral Hazard»-Problem kann entschärft werden: Entweder man verbietet Banken risikoreiche Geschäfte, oder man zwingt sie, ausreichend Eigenkapital zu halten. Der «Swiss Finish» geht den zweiten Weg. Für die Banken und ihre Reputation – und zwar nicht nur in der Schweiz – wäre es wichtig, die Debatte um die implizite Staatsgarantie vom Tisch zu haben. Nicht länger sollte der Steuerzahler das Gefühl haben, letztlich für die Fehler der Banken in die Bresche springen zu müssen. Hinweis: Auch kleinere Banken sind vor dem «Moral Hazard»-Problem nicht gefeit!

### 5 — Immobilien: Von der Blase zur Krise?

Die Immobilienpreise in der Schweiz steigen seit Jahren kontinuierlich. Getrieben durch das tiefe Zinsniveau und eine starke Zuwanderung, sind Einfamilienhäuser seit der Jahrtausendwende um rund 50 Prozent teurer geworden, Eigentumswohnungen beinahe um 80 Prozent. Die Überhitzung, die in den grösseren Zentren ihren Anfang genommen hat, breitet sich immer mehr aus. Ein Hinweis auf eine gewisse Blasenbildung ist die zunehmende Entkoppelung der Preise von den Einkommen. Steuert die Schweiz also auf eine erneute Immobilienkrise zu? Vorerst scheint das Risiko begrenzt. Immobilienkrisen zeichnen sich durch eine besondere Sequenz wirtschaftlicher Entwicklungen aus: hohe Schulden der Besitzer, plötzlich und stark steigende Zinsen, fallende Immobilienpreise, eine allgemeine Rezession, gefolgt von einer starken Kreditverknappung seitens der Banken. Zinserhöhungen scheinen

auf die kommenden 1–2 Jahre sehr unwahrscheinlich, und die Konjunktur gewinnt eher an Fahrt. Umso wichtiger, dass die Behörden und Banken das Wachstum der Hypothekarverschuldung vorbeugend einschränken. So kann die Nachfrage nach Immobilien sanft reduziert werden und die heisse Luft der Preisblase graduell entweichen.

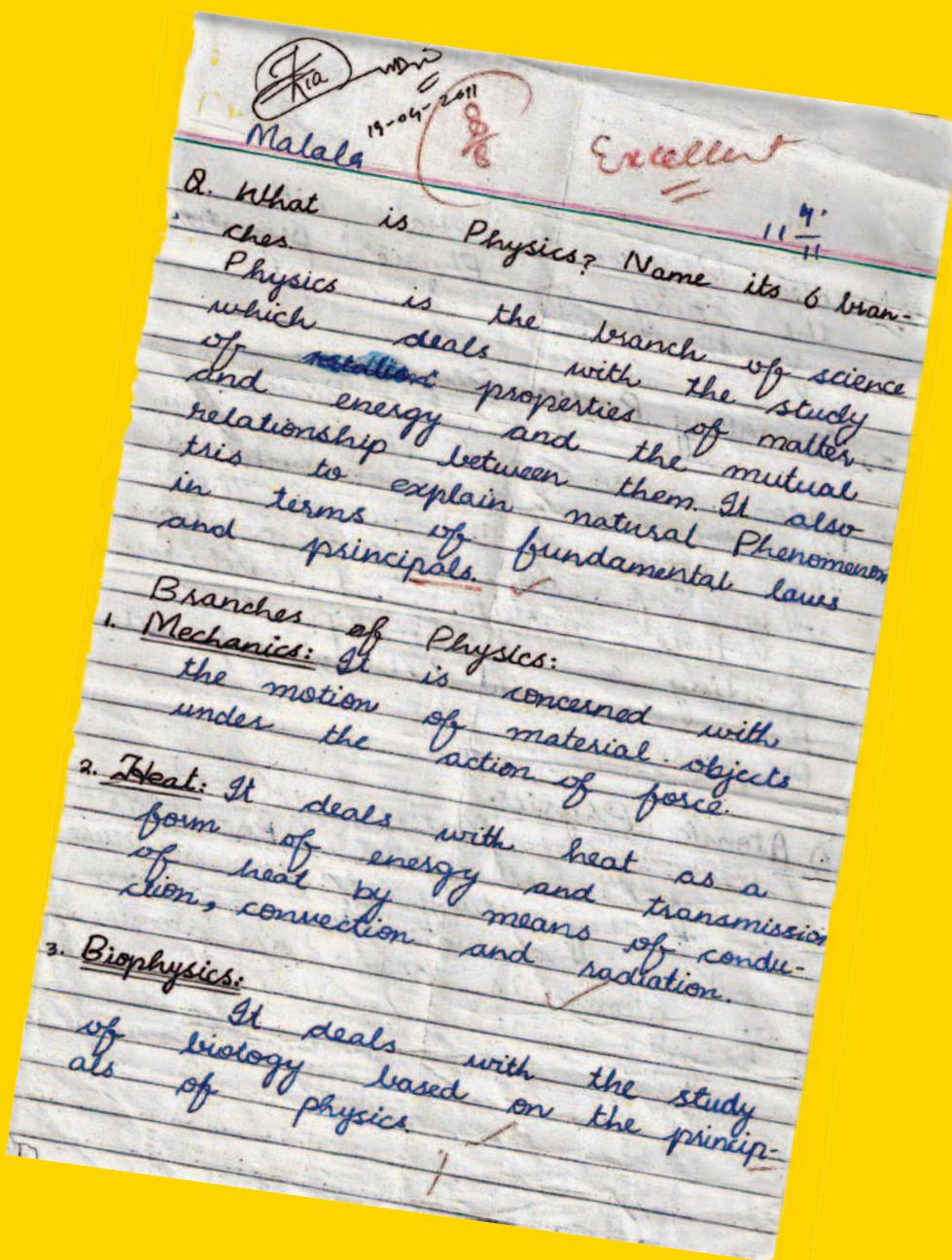
### 6 — Zu viel Demokratie?

Winston Churchill hat die Demokratie das beste aller (schlechten) Politsysteme genannt, dem schlechtesten, der Diktatur, weit vorzuziehen. Kann es aber auch des Guten zu viel geben? Die direkte Demokratie der Schweiz sieht sich mit zwei Vorwürfen konfrontiert: Sie sei ineffizient, weil politische Entscheide zu langsam getroffen würden, und potenziell gefährlich, weil Entscheide des «unwissenden» Stimmvolks dem Land oder Bevölkerungsteilen schaden könnten. Die Erzwingung von Volksabstimmungen durch Referenda sowie das Ständemehr verzögern tatsächlich Entscheide, die im Nachhinein als überfällig erscheinen – man denke an das erst 1971 eingeführte Frauenstimmrecht oder den erst 2002 erfolgten Uno-Beitritt der Schweiz. Wie hoch die sozialen und wirtschaftlichen Kosten dieser Verzögerungen sind, ist schwer abzuschätzen. Ebenso unklar ist, ob die Schweizer Stimmberichtigten öfter «schädliche» Entscheide treffen als Demokratien, in denen Regierungsexperten (wie z.B. in Grossbritannien oder Frankreich) oder professionellere Parlamentarier (z.B. in den USA) grössere Entscheidungsbefugnis haben. Der Entscheid gegen den EWR war vielleicht schädlich, hingegen schneidet die Schweiz bezüglich finanzieller Stabilität recht gut ab – wohl weil jene, die zahlen, direkt über Ausgaben und Steuern befinden. Allerdings hat es auch in der Schweiz einer in der Verfassung verankerten Schuldenbremse bedurft, um diese Stabilität zu erzielen. Jede Demokratie braucht ihre Checks und Balances. □

**Oliver Adler** ist Leiter Economic Research bei der Credit Suisse, **Sara Carnazzi Weber** ist Leiterin Macroeconomic and Policy Research.

# Eine muss es ja tun

Diese Symbole stehen für Frauen, die für ihre Sache einstanden. Eine Hommage an weiblichen Pioniergeist, Schneid und Wagemut.



1. Ihr Mut machte Schule.

2. Noch immer auf  
Schritt und Ritt präsent.





3. Flog allen um die Ohren.

4. Im Namen der Rose.



5. Auf der Überholspur in die Gegenrichtung.





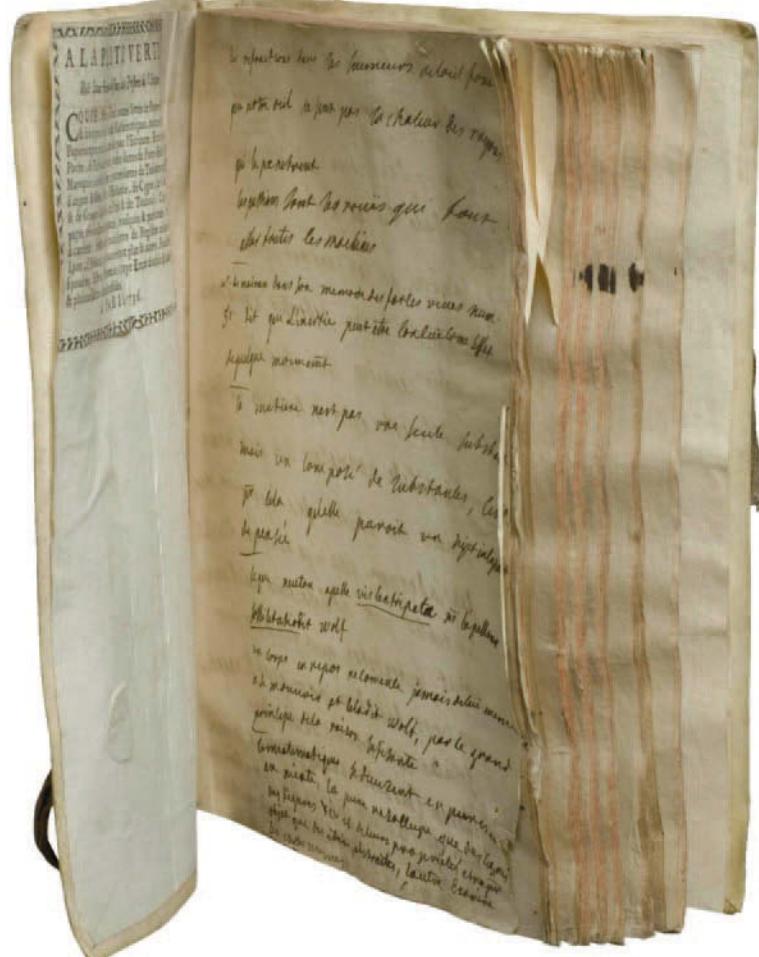
6. Steckte alle in die Tasche.



7. Lippenbekennnisse  
waren nicht ihr Ding.



8. Führte ein hoch  
aktives Leben.



9. Hatte viele Seiten,  
nur keine männlichen.



10. Vorwärts dank  
Sitzenbleiben.



11. Mütter Courage.

1.

**Malala Yousoufzai**

 Es gibt kein Alter für Heldinnen. Malala Yousoufzai bloggte aus dem Hinterland Pakistans für ihr Recht, die Schule zu besuchen. Die heute 15-Jährige stammt aus Mingora, einem von Queen Elizabeth wegen seiner Schönheit mit der Schweiz verglichenen Bergdorf an der Grenze zu Afghanistan, das unter die Kontrolle der Taliban geraten war. Sie verboten das Hören von Musik und schlossen Mädchen von der Schulbildung aus. Malala berichtete über das Schreckensregime, sie steckte ihre Einträge einem BBC-Reporter zu, der sie online stellte. Als sie am 9. Oktober 2012 nach Hause fahren wollte, hielt ein Taliban den Bus an und schrie: «Wer von euch ist Malala? Trete hervor, sonst erschiesse ich euch alle.» Sie wurde identifiziert, er schoss ihr in den Kopf und in den Hals. Malala überlebte schwer verletzt und wurde – Ironie der Geschichte – im Queen Elizabeth Hospital in Birmingham behandelt. Malala ist die jüngste je für den Friedensnobelpreis nominierte Kandidatin.

2.

**Jeanne d'Arc**

 Bauernmädchen, Kriegs- und Volksheldin, Ketzerin – Jeanne d'Arc hat eine einzigartige Karriere gemacht. Und das in den nur rund 19 Jahren, die ihr von der Wiege (um 1412) bis zum Scheiterhaufen (1431) blieben. Die Jungfrau war, so will es die Legende, entschlossener als harte Kerle und mutiger als starke Jungs. Johanna von Orléans stürzte sich nicht nur für die Franzosen in die Schlacht gegen die Engländer, sondern sich auch in den Kampf für die Frauen – so jedenfalls sehen es

manche Feministinnen. Der Front National hingegen reklamiert Frankreichs Schutzpatronin als «wahre Patriotin» für sich, Katholiken wiederum verehren die 1920 Heiliggesprochene als religiöse Lichtgestalt. Bis heute tobt der Kampf um die Deutungshoheit über die in ungezählten Büchern, Kunstwerken, Filmen, Theater- und Musikstücken verewigte Jeanne. In einem allerdings waren sich ihre unterschiedlichen Verehrerinnen und Verehrer unlängst einig: in ihrer Empörung über einen Historiker, der bewiesen haben wollte, dass Jeanne d'Arc ein Mann gewesen sei.

3.

**Amelia Earhart**

 Den ersten grossen Applaus, mit dem sie bedacht wurde, hielt sie selber für völlig unangebracht. Gefeiert wurde Amelia Earhart 1928 als erste Frau, die in einem Flugzeug den Atlantik überquert hatte – als Passagierin. Ihren Platz sah die flugbegeisterte junge Frau woanders: vorn im Cockpit. Dieses Ziel hatte sie vier Jahre später erreicht. Mit ihrem Alleinflug über den Atlantik wurde sie als Pilotin zum weiblichen Pendant von Charles Lindbergh. Sie stellte Aviatikrekorde in Serie auf, doch sie lebte nicht in den Wolken. Sie engagierte sich als Pazifistin und wurde zum Idol für amerikanische Mädchen. Was Männer können, können Frauen auch – dies war ihr Credo, und sie war der fliegende Tatbeweis. Zum 40. Geburtstag wollte sich Amelia Earhart eine weitere Pioniertat schenken, die Umrundung der Erde am Äquator in einer zweimotorigen Propellermaschine. Sie kam nie am Ziel an. Noch heute will immer wieder mal jemand Trümmerreste, Knochen oder Kleidungsstücke gefunden haben. Letztere tauchen als Kopie

tatsächlich oft auf, in Lifestylemagazinen und im Strassenbild. Denn die «Königin der Lüfte» prägte mit Fliegerjacke, Ledergummistiefeln und engen Hosen ihren eigenen Modestil. Der Look gilt heute als Retro, die Botschaft ist es nicht.

4.

**Sophie Scholl**

 Sie glaubte an die Macht des Wortes, und das wurde ihr zum Verhängnis. Noch vor ihrem 22. Geburtstag war Sophie Scholl tot, hingerichtet am 22. Februar 1943 von einem Scharfrichter der Nationalsozialisten. Als Mädchen war sie von der totalitären Ideologie noch fasziniert, im «Bund Deutscher Mädel» machte sie freiwillig mit und stähltete sich mit Mutproben, die jenen der männlichen Hitlerjugend in Härte nicht nachstehen. Doch die wahrlich grossen Mutproben bestand sie, die tiefgläubige Christin, als sie sich gegen das Naziregime wandte. Heimlich – und doch öffentlich. Mit ihrem Bruder Hans und weiteren Mitstreitern der Widerstandsgruppe «Weisse Rose» verfasste und verteilte sie unter höchster Gefahr Flugblätter gegen die Hakenkreuz-Herrschaft. Verraten wurde sie bei ihrer letzten Aktion vom Hausdiener der Universität München, vier Tage später endete ihr Leben unter der Guillotine. Auf Strassen, Plätzen und in Schulen, die nach den Geschwistern Scholl benannt sind, lebt ihre Zivilcourage weiter – und vor allem in den Köpfen.

5.

**Janis Joplin**

 Bevor sich die Hippies durchsetzten, gab es die Hippies. Und in den Anfangszeiten brauchte es Chuzpe, ein Hippie zu sein: psychedelisch-

bunte Kleider tragen, für den Frieden demonstrieren, wenig von geregelter Arbeit und täglicher Körperpflege halten – das kam nicht überall gut an. Janis Joplin war prädestiniert für ein Leben neben den Schuhen, in Sandalen: Sie galt schon in der Schule als Freak, war eine Ausenseiterin und wurde am College in Austin als 20-Jährige, das war 1963, zum «hässlichsten Mann auf dem Campus» gewählt. Die Kommilitonen hatten ihre Häme, aber Janis Joplin ihre Stimme: ein waghalsiges Naturereignis! Oh Lord, wie kann weisser Bluesrock nur so schwarz klingen? Janis Joplin war die Antwort. Selber fragte sie in ihrem berühmtesten Song: «Oh Lord, willst du mir nicht einen Mercedes-Benz kaufen?» Und fuhr einen bunt bemalten Porsche Cabriolet. Das weibliche Symbol der Hippiezeit war eine Pionierin des rebellischen Dreiklangs von Sex, Drugs and Rock'n'Roll. Und eines seiner ersten Opfer. 1970 starb sie 27-jährig in Los Angeles an einer Überdosis Heroin. Ein Schuhhersteller findet es im Jahr 2013 hip, ein Sandalenmodell «Janisjoplin» zu verkaufen, zum Richtpreis von 248 Euro. Oh Lord!

6.

**Margaret Thatcher**

 Wenn ein «-ismus» nach einem benannt wird, dann hat man Spuren hinterlassen. Im Guten oder im Schlechten. «Thatcherismus» bezeichnet das noch heute polarisierende Lebenswerk der konservativen britischen Ex-Premierministerin Margaret Thatcher, die von 1979 bis 1990 als erste und einzige Frau dieses Amt ausübte. Den einen gilt sie als Retterin der Nation, den andern als Totengräberin der britischen Gesellschaft. Ihr Übername: «Eiserne Lady». Sie prägte gar

einen dritten Begriff, jenen des «Handbagging», der die Demonstration von Entschlossenheit bezeichnet. Ihre Handtasche stellte sie bei wichtigen Treffen jeweils gut sichtbar hin, und jeder verstand die Botschaft: Die meint es ernst. Die Handtasche als Waffe einer Frau – das macht ihr so schnell kein Mann nach.

## 7. Estée Lauder



Sie veränderte vielleicht nicht das Antlitz der Welt, aber Millionen von Frauen gesichtern. Ihnen verhalf sie zu mehr Frische, mehr Anmut, mehr Schönheit, das darf ohne Schleichwerbung gesagt sein. Ob sie auch für jene ewige Jugendlichkeit sorgte, den heutigen Produktebezeichnungen wie «Revitalizing Supreme Global Anti-Aging Eye Balm» verheissen, sei dahingestellt. Estée Lauder, die Königin der Kosmetik, widmete sich zeitlebens mit Hingabe und Eleganz der ästhetischen Verfeinerung des Lebens. Die erste Hautpflegecrème alchimierte sie noch eigenhändig, inspiriert von ihrem Onkel, einem Apotheker; diese Aufgabe übernahmen später Hightech-Labors. Am Anfang des Welterfolgs der Marke «Estée Lauder» steht indes der Geschäftssinn der Gründerin mit dem richtigen Riecher: Sie verteilte als Erste Gratis-Müsterchen an die Kundinnen (ein Marketingkonzept, das später etwa auch Valser Wasser erfolgreich anwendete) und liess sie die Crèmes, Parfums und Lippenstifte gleich im Verkaufsladen ausprobieren. Zudem wagte sie es, ihre Kosmetika im Hochpreissegment zu positionieren und für ihre Produkte das Mehrfache zu verlangen, als jene der Konkurrenz kosteten – was sich über die Jahre auszahlte: Estée Lauder starb 2004 mit

97 Jahren in New York als eine der reichsten Frauen der Welt.

## 8.

### Marie Curie



Würde Hollywood das Leben von Wissenschaftlern ebenso gerne ins Kino bringen wie jenes von Ausserirdischen, die letzte Verfilmung von Marie Curies Biografie datierte nicht von 1943. Hier im Schnell durchlauf ihr turbulentes Leben, das sie ganz der 1. Wissenschaft, 2. Menschheit und 3. Liebe widmete.

1. Nicht zum Studium an der Universität Warschau zugelassen, verdiente das Geld für ihre ersten Forschungen als Lehrerin, erste Professorin an der Sorbonne, prägte das Wort «radioaktiv», entdeckte die Elemente Polonium und Radium, einzige Frau unter den vier Mehrfach-Nobelpreisträgern und eine der zwei einzigen Personen, die Nobelpreise auf unterschiedlichen Gebieten erhielten (Physik und Chemie), starb 1934 vermutlich an den Folgen ihres Umgangs mit radioaktiven Elementen.

2. Widmete sich während des Ersten Weltkriegs der Behandlung verwundeter Soldaten, entwickelte einen mobilen Röntgenwagen für die Front, arbeitete für den Völkerbund.

3. Früh verwitwet, ihr Mann und wissenschaftlicher Mitstreiter Pierre Curie geriet unter die Räder eines Lastfuhrwerkes, sie wurde depressiv, sorgte für einen Skandal durch Abenteuer mit einem verheiraten Mann, andere Männer duellierten sich für sie, wurde als Jüdin, Ausländerin und Emanze angefeindet. Epilog: Tochter Ève wurde Schriftstellerin und Nato-Beraterin, Tochter Irène wurde Chemikerin und erhielt auch einen Nobelpreis, Enkelin Hélène heiratete den Enkel von Paul Langevin, der Affäre von Marie Curie.

## 9.

### Émilie du Châtelet



Ihr zwischenzeitlicher Lebensgefährte, Voltaire, nannte sie «göttlich», ihr Leben war jedoch sehr weltlich. Émilie du Châtelet war eine moderne, aktive Frau im Frankreich des 18. Jahrhunderts. Nachdem sie ihre arrangierte Ehe abgesessen und dem Marquis drei Kinder geboren hatte, zog sie aus und folgte ihrer wahren Bestimmung: Sie wurde Mathematikerin, Physikerin, Philosophin, Übersetzerin, Frauenrechtlerin. Als Meisterwerk ihres Schaffens gilt die Übersetzung von Isaac Newtons Standardwerk «Philosophiae Naturalis Principia Mathematica» mit ihren Kommentaren. Sie verhalf Newtons naturwissenschaftlichen Gedanken in Europa entscheidend zum Durchbruch. Doch zurück zu Voltaire. Mit dem Autor lebte und forschte du Châtelet mehrere Jahre auf dem Château de Cirey, das sie zum Treffpunkt von Literaten und Philosophen machten. Postum schrieb er über Châtelet: «Sie war ein grosser Mann, dessen einziger Fehler es war, eine Frau zu sein.»

## 10.

### Rosa Parks



Steht man im Bus *nicht* auf für jemanden, gilt man zu Recht als Rüpel. Nicht so Rosa Parks, sie wurde durchs Sitzenbleiben zur Heldin. Die Afroamerikanerin weigerte sich am 1. Dezember 1955 in Montgomery, Alabama, ihren Sitzplatz für einen weissen Fahrgäst zu räumen, wie dies das Rassentrennungsgesetz vorschrieb. Die 42-Jährige wurde verhaftet und zu einer Strafe von 10 Dollar plus 4 Dollar Gerichtskosten verurteilt. Ihr mutiges Handeln, das Passivität in Aktion um-

wandelte, machte sie zu einer Ikone der Bürgerrechtsbewegung. Der Bus steht heute im Henry Ford Museum in Dearborn, Michigan.

## 11.

### Suffragetten



Die Gleichberechtigung der Geschlechter hat viele Mütter Courage: Olympe de Gouges, Clara Zetkin, Betty Friedan, Alice Schwarzer... Stellvertretend sei hier an die Suffragetten erinnert, jene englischen und amerikanischen Frauenrechtlerinnen, die Anfang des 20. Jahrhunderts die Männerwelt aufmischten. Ihr Hauptanliegen war das allgemeine Frauenwahlrecht, ihre Mittel reichten von Kundgebungen über Rauchen in der Öffentlichkeit bis zu Hungerstreiks. Propagierten sie anfänglich den gewaltlosen Widerstand, so störten sie später den Frieden der Männer auch mit unfriedlichen Mitteln wie Brandstiftungen und Bombenanschlägen. Eine andere Art von Gewalt allerdings verhalf ihren Anliegen zum Durchbruch: Nach dem Ersten Weltkrieg waren die dezimierten Gesellschaften auf weibliche Arbeitskraft angewiesen, und damit stieg die Akzeptanz der Frauen in allen Bereichen. Das Ziel des Frauenwahlrechts war in den Stammeländern der Suffragetten 1919/20 (USA) bzw. 1928 (Großbritannien) erreicht, in der Schweiz dauerte es bekanntlich etwas länger (1990, Appenzell Innerrhoden).

Zusammengestellt von der Redaktion.

# Das! letzte! grosse! Abenteuer!

Das Wetteifern um immer extremere, immer verrücktere Rekorde kennt keine Grenzen. Der Sinn bleibt auf der Strecke.

Von

*James Hamilton-Paterson*

NIMMT MAN DAS WORT «ABENTEUER» IN SEINEM URSPRÜNGLICHEN Sinn von «ungewöhnliches Ereignis oder Geschehnis», dann haben die meisten von uns schon eines gehabt, und sei es nur der erste bebende Kuss. Doch in früheren Jahrhunderten wurde der Begriff vor allem im Zusammenhang mit Forschungsreisen in unbekannte Gebiete unseres Planeten verwendet (wobei «unbekannt» sich auf die Europäer bezog – den Einheimischen waren die Gebiete in der Regel wohlbekannt). Wer auf solchen Reisen Glück hatte, kehrte zurück mit Geschichten von wunderbaren Dingen: von Strassen, die mit Gold gepflastert, und Eingeborenen, die von Kopf bis Fuss mit Fischschuppen bedeckt waren.

Vom Zeitalter der Aufklärung an wurden die Wissenschaften und ihre Methoden immer wichtiger. Alexander von Humboldt oder Charles Darwin unternahmen Expeditionen, um zu entdecken, zu beschreiben und Exemplare exotischer Pflanzen und Tiere heimzubringen. Der Zweck war Erkenntnis, und der ungewöhnlichen Gefahren und Strapazen wegen waren diese Reisen in der Tat abenteuerlich. Als während des Zweiten Weltkriegs geborener Engländer wuchs ich mit den Abenteuergeschichten auf, die mein Vater als Junge gesammelt hatte. Die meisten dieser Bücher beruhten auf den Erlebnissen von Reisenden während der Regierungszeit von Königin Viktoria und König Edward VII., Epochen, in denen das britische Empire noch riesig gewesen war. Da ging es um Löwenjagden in Afrika, Tigerjagden in Indien, und es wimmelte nur so von menschenfressenden Krokodilen, tödlichen Schlangen und arglistigen Medizinnägern.

Der technische Fortschritt, beschleunigt durch zwei Weltkriege, hat alles verändert. Flugzeuge und später Satelliten haben es möglich gemacht, das Festland auf den Meter genau zu kartografieren; Funk und schliesslich Smartphones haben sofortige Kommunikation gebracht. Ich habe miterlebt, wie diese Errungenchaften dem Beruf des einsamen Forschungsreisenden den Garaus gemacht haben: Als ich in den sechziger Jahren das erste Mal nach Brasilien reiste, gab es auf den Landkarten des Amazonasgebiets noch weisse Flecken. Dem ist nicht mehr so.

Natürlich können heimgekehrte Reisende heute noch Freunde und Verwandte mit Fotos und Geschichten von ihren Abenteuern unterhalten. Doch wie so vieles ist der Begriff «Abenteuer» gnadenlos kommerzialisiert worden. In den letzten zwanzig Jahren haben sich die Grenzen zwischen Abenteuer und Extremsport verwischt, nicht zu vergessen das Klischee der Businesssprache: «challenge». So ist der Promiabenteurer entstanden samt Vorab-Publicity, Deals mit Fernsehsendern und Verlagen sowie Filmchen auf YouTube. Bestenfalls dient noch eine wissenschaftliche oder wohltätige Absicht als Feigenblatt zur Verdeckung des Egotrips.

### Strapazen bis in die Fingerspitzen

Ein Musterbeispiel dafür ist gerade im Gange: die erste Durchquerung der Antarktis während der Winterzeit jenes Kontinents. Initiant der Expedition ist ein Mann, den das «Guinness-Buch der Rekorde» als «grössten lebenden Forschungsreisenden der Welt» bezeichnet, als sei dies noch immer ein anerkannter, alltäglicher Beruf. Die Rede ist von Sir Ranulph Fiennes, einem Veteranen so mancher selbstaufgerlegter Strapazen. Er pilgerte zu Fuss zum Nord- wie zum Südpol, 2009 erklimmte er mit 65 Jahren den Mount Everest. Die Eigernordwand hatte er zu diesem Zeitpunkt bereits hinter sich. 2003 absolvierte er in sieben Tagen sieben Marathonrennen auf sieben Kontinenten. Davor hatte er als Erster in einem

offenen Boot die Nordwestpassage von Westen nach Osten durchfahren; den Weissen Nil mit einem Luftkissenboot bewältigt; bei einem missglückten Versuch, zu Fuss den Nordpol zu erreichen, war ihm die linke Hand eingefroren, worauf er die abgestorbenen Fingerspitzen kurzerhand mit einer Laubsäge kappte.

Jetzt also wollte er wieder aufbrechen, zu seinem «letzten grossen Abenteuer», wie er die Expedition schlicht nennt. Doch während der Vorbereitungen zog er sich so starke Erfrierungen zu, dass an eine Teilnahme nicht mehr zu denken war. «Ich bin bitter enttäuscht», liess er die Welt wissen, «aber ich konzentriere mich jetzt darauf, das Team aus der Ferne zu unterstützen.» Dieses hat im März seinen Marsch durch die Antarktis angetreten, der bis zu einem Jahr dauern könnte. Man verwendet Bodenradar, um Gletscherspalten unter dem Schnee zu entdecken, und hat zwei Traktoren dabei, die mit Flugzeugtreibstoff funktionieren (denn in den erwarteten Temperaturen von minus 70 Grad oder noch weniger nimmt Diesel die Konsistenz von Leim an). Diese ziehen zwei grosse Container, welche die Vorräte enthalten und zugleich als Unterkünfte dienen. Hilfe von aussen gibt es keine. «Das letzte grosse Abenteuer» – falls es nicht gut läuft für die Männer, könnte dem auch so sein.

### Aussen Wohltäter, innen Egoisten

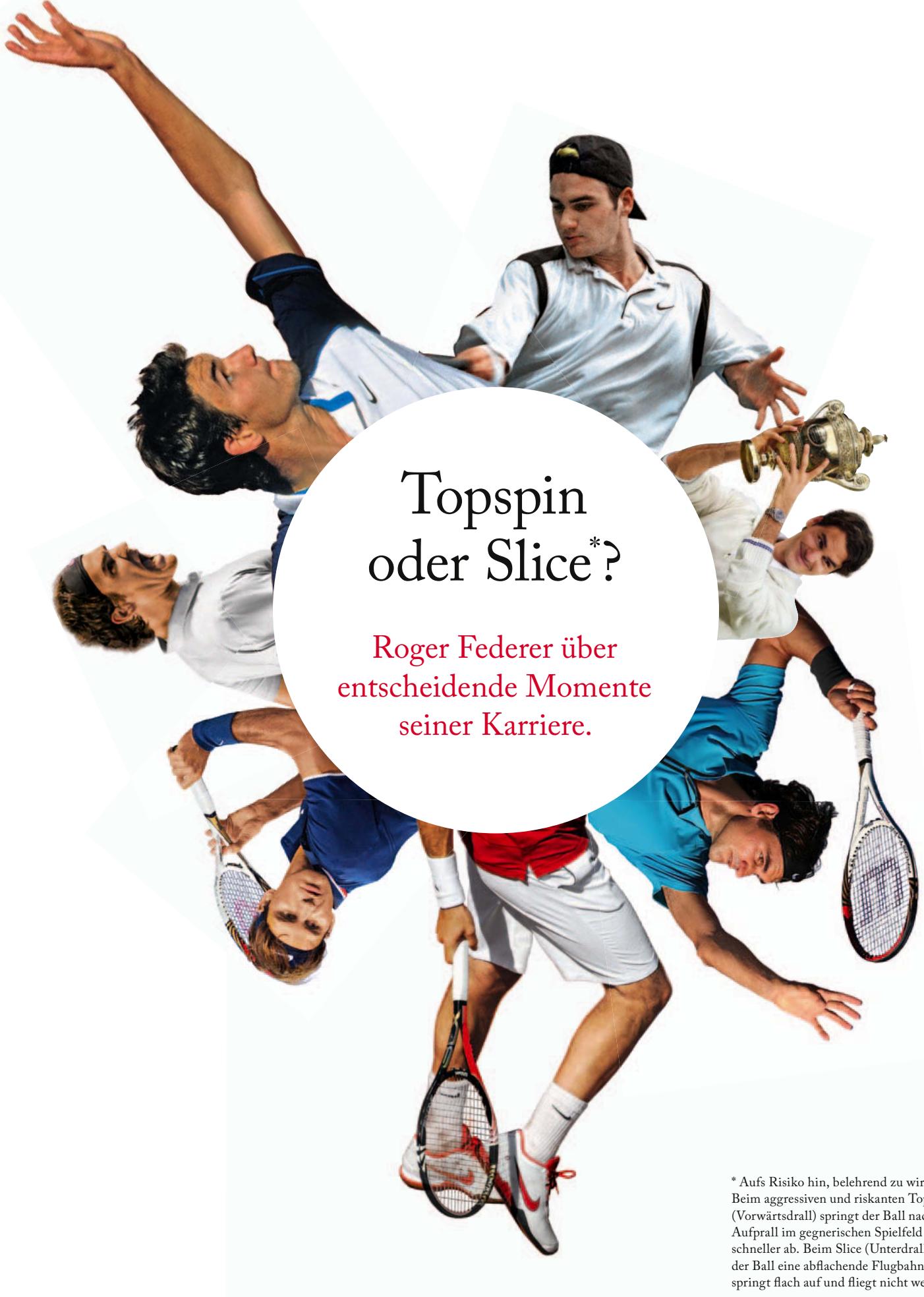
Warum tut jemand das? Eindeutig nicht um der Wissenschaft willen. Der Grund ist ähnlich stichhaltig wie das, was George Mallory auf die Frage geantwortet haben soll, warum er den Mount Everest besteigen wollte: «Weil er da ist.» So sagte Sir Ranulph im Vorfeld: «Wenn ich es nicht tue, tun es die Norweger.» Um diesen Akt von höchstem Egoismus zu bemänteln, muss die Wohltätigkeit herhalten, ein geheiligtes Allerweltswort. In Sir Ranulphs Fall soll ein Blindenverein Nutzniesser der Expedition sein. Das englische Wort für «Wohltätigkeitsorganisation», «charity», kommt vom lateinischen «caritas», und dieses hat einen Bedeutungswandel durchgemacht: Ursprünglich bedeutete es «hoher Preis», dann «Hochschätzung», dann «christliche Nächstenliebe», die sich durch das Spenden von Almosen ausdrückte – heute steht es manchmal für das Eintreiben von Geld mittels moralischer Drohungen.

Sir Ranulph ist wie so viele Reisende vor ihm, darunter auch ich, ein Schriftsteller; und wer von seinen Abenteuern in Büchern berichtet, vermag in der Regel persönlich zu bleiben. Wenn aber solche persönlichen Grosstaten von TV-Berichterstattung via Satellit und Sponsorendeals begleitet werden, wird daraus etwas ganz anderes. Dem Expeditionstrupp wünsche ich alles Gute; ich selbst würde jedoch lieber sterben, als mich diesen Kameras auszusetzen.

Ich befürchte freilich, dass wir eine Zukunft vor uns haben, in der darum gewetteifert wird, die erste Grossmutter zu sein, die nackt den Mount Everest erklimmt, und in der heftig gesponserte Tetraplegiker Pedalrennen über den Pazifik unternehmen. Wie denkende Menschen immer schon gewusst haben, finden die wahren Abenteuer aber nach wie vor mindestens so sehr im Kopf wie anderswo statt – vom ersten bis zum letzten Kuss. □

**James Hamilton-Paterson**, 1941 in London geboren, ist ein englischer Schriftsteller und Dichter. Er lebt in Österreich. Sein neustes Buch «Under the Radar» (Faber and Faber) ist soeben erschienen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer.



# Topspin oder Slice\*?

Roger Federer über  
entscheidende Momente  
seiner Karriere.

\* Aufs Risiko hin, belehrend zu wirken:  
Beim aggressiven und riskanten Topspin  
(Vorwärtsdrall) springt der Ball nach dem  
Aufprall im gegnerischen Spielfeld  
schneller ab. Beim Slice (Unterdrall) fliegt  
der Ball eine abflachende Flugbahn,  
springt flach auf und fliegt nicht weg.

### Was soll ich werden?

Ich stand bereits sehr früh – nämlich mit 14 Jahren – vor der Frage, welchen Berufsweg ich einschlagen möchte. Ich musste mich entscheiden, ob ich nach Ecublens ziehen soll, um mich dort im nationalen Tenniszentrum intensiv auf eine Profikarriere vorzubereiten, oder nicht. Das war für mich weniger ein riskanter als ein harter Entscheid. Schliesslich ging es nicht einfach darum, die Schule zu wechseln. Ich musste von zu Hause und meinen Freunden weg, um in Ecublens bei einer Pflegefamilie zu wohnen, die nur Französisch sprach. Allerdings: Hätte es mit dem Tennis nicht geklappt, so hätte ich immer wieder nach Hause zurückkehren können. Das meine ich, wenn ich sage, dieser Entscheid sei nicht so riskant gewesen. Ich hatte ein Fangnetz.

### Zauberschlag

Tennisspielen bedeutet permanent Entscheidungen zu treffen. Topspin oder Slice? Longline oder Cross? Grundlinie oder ans Netz? Und manchmal gilt es, besonders risikante Bälle zu spielen. Nie vergessen werde ich jenen Schlag im epischen Wimbledon-Final gegen Nadal 2008, als ich im vierten Satz gegen den Matchball spielen musste und Nadal auf meine Backhand angriff. Obwohl ich in Rücklage geriet und zwei Meter hinter der Linie stand, schaffte ich es, einen Backhand Longline Winner zu schlagen und so das Spiel nochmals zu drehen. Okay, am Schluss habe ich dann trotzdem verloren. Aber dieser Match war an Dramatik wirklich nicht zu übertreffen und hat Geschichte geschrieben.

### Kampf gegen die Nerven

Zu Beginn meiner Karriere fragte ich mich eines Tages: Warum reagierst du eigentlich immer so nervös, wenn es hinten nicht läuft? Ich musste lernen, stärker auf mein Grundlinienspiel zu vertrauen. In der Folge versuchte ich, bewusst ruhiger zu bleiben, auch wenn es hinten nicht lief. Statt den Weg nach vorne zu suchen, spielte ich fortan unerschütterlich von der Grundlinie weiter. Das war für mich eine grosse Umstellung. Doch sie hat mich entscheidend vorangebracht. Das erste Mal funktionier-

te es vermutlich beim Masters in Houston 2003, als ich mich im Halbfinal und Final gegen Roddick und Agassi durchsetzte.

### Eine heikle Trennung

Obwohl ich 2003 meine bislang beste Saison auf der Tour bestritten hatte – mit Siegen in Wimbledon und beim Masters in Houston –, trennte ich mich danach von meinem Trainer Peter Lundgren. Das überraschte damals viele. Ich hatte schon längere Zeit das Gefühl, dass es mit uns nicht mehr passte. Es kam von ihm nichts Neues mehr, das mich weitergebracht hätte. Obwohl der Erfolg dem bis anhin eingeschlagenen Weg recht zu geben schien, wollte ich mich weiter verbessern. Dafür brauchte es einen Wechsel. Rückblickend markiert diese harte Entscheidung in meiner Entwicklung einen entscheidenden Schritt vorwärts. Ich bin damals vom Jüngling zum Erwachsenen gereift, der für sich selber geradestehen kann. Dass die Suche nach einem neuen Coach dann über ein Jahr dauerte, war so nicht geplant. Doch habe ich in diesem Jahr enorm viel gelernt.

### Vater und Beruf

Dass man in einer langen Beziehung irgendwann anfängt, über die Gründung einer Familie nachzudenken, ist normal. Das war bei meiner Frau Mirka und mir nicht anders. Anderseits wusste und weiss ich ja bis heute nicht, wie lange ich noch spielen kann und will. Insofern war bald einmal klar, dass wir irgendwann einmal mit dem Nachwuchs zusammen auf der World-Tour herumreisen würden. Den richtigen Zeitpunkt zu finden, war dann gar nicht so einfach. Uns war lediglich klar, dass es in der Olympia-Saison 2008 sehr schwierig sein würde, alles unter einen Hut zu bringen, also mussten wir etwas warten. Danach ging es auch für uns überraschend schnell. Während der Zeit, als Mirka schwanger war, feierte ich ein paar der grössten Erfolge meiner Karriere: Zuerst meinen ersten Gewinn der French Open und dann den sechsten Wimbledon-Titel, mit dem ich zugleich einen neuen Rekord von 15 Grand-Slam-Titeln aufstellte. Und wenig später kamen die Zwillinge zur Welt, am 23. Juli 2009. Was für ein Jahr!

### Die Fans als Gefahr

Ich bin bald 15 Jahre auf der Profitour unterwegs und reise sehr viel, doch wurde ich nie je mit einer wirklich gefährlichen Situation konfrontiert. Das gilt auch im Umgang mit den Fans. Sie sind zwar manchmal extrem euphorisch und überschwänglich, waren aber bislang nie gefährlich. Ich lebe nicht speziell vorsichtig. Wenn immer möglich, setze ich mich gerne selber ans Steuer, selbst wenn es Linksverkehr gibt wie in England oder Australien. Ich hatte bisher wirklich immer Glück und klopfe auf Holz, dass es auch künftig so bleibt.

### Bedrohende Krankheit

Es ist schon vorgekommen – wenn auch sehr selten –, dass Tennisspieler, die wie ich am Pfeiffer'schen Drüsenvieber erkrankten, nicht mehr auf die Profitour zurückkehren konnten. Insofern hat mir diese Krankheit schon etwas Angst gemacht. Alles fing damit an, dass mir häufig schlecht war und ich mich schnell ausgelaugt und kraftlos fühlte. Trotzdem spielte ich noch eine Weile weiter, bis ich schliesslich gar nicht mehr konnte. Kurz danach erhielt ich die Diagnose. Obwohl es danach relativ schnell bergauf ging und ich schon bald wieder auf die Tour zurückkehren konnte, hat mich die Krankheit rund ein Jahr lang beeinträchtigt.

### Verlust der Nummer 1

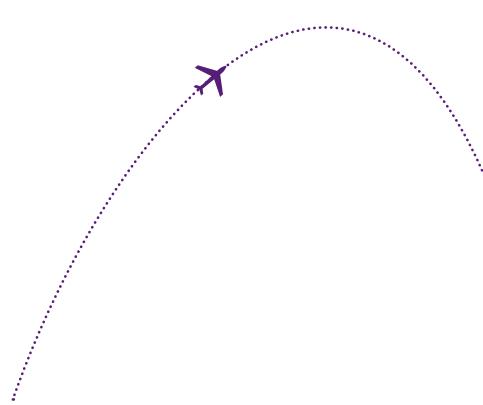
Als es mir vor zwei Jahren eine Zeit lang nicht so gut lief und Nadal, Djokovic und Murray immer stärker wurden, schrieb mich die Presse schnell einmal ab. Es war wichtig, dass ich mich nicht unterkriegen liess und konsequent meine Ziele weiterverfolgte. Ich hörte auf, die Berichte über mich zu lesen. Als ich es dann wieder an die Spitze zurück schaffte, verspürte ich keine Genugtuung gegenüber meinen Kritikern. Meine Motivation war es nicht, es allen zu zeigen. Ich tat es für mich, meine Familie, mein Team und meine Fans, die an mich glauben. Für sie will ich noch möglichst lange Tennis auf höchstem Niveau spielen. □

Aufgezeichnet von Daniel Huber.



Bowei Gai, 28, bei einem kurzen Zwischenstopp in San Francisco.

# 29 Länder 36 Städte 1 Mission.



Aller Anfang ist riskant – darin kennt sich Bowei Gai bestens aus. Er hat im Silicon Valley mehrere Start-ups auf die Beine gestellt. Jetzt reist er um die Welt, um anderen Gründerszenen auf den Grund zu gehen.

Von Steffan Heuer (Text) und Douglas Adesko (Foto)

**B**owei Gai wirft einen kleinen Stapel Visitenkarten auf den Tisch: «Die sind klasse – oder? Frisch aus der Druckerei», sagt er. «Gründer» – so nennen sich Jungunternehmer heute – steht unter seinem Namen, sonst nichts, nicht einmal eine Telefonnummer. Auf der Rückseite der Visitenkarte ist der 28-Jährige zu sehen, wie er mit ausgebreiteten Armen vor der Skyline von Sydney steht, vor sich auf dem Boden sein MacBook. Das Foto ist gerade eine Woche

alt, als Gai Australien bereiste und sich dort erzählen liess, wie es um die Start-up-Szene in Down Under bestellt ist.

Das Foto beschreibt besser als viele Worte, was Gai umtreibt und antreibt. Elan, Optimismus, grenzenlose Neugier. Mit seinem jüngsten Projekt ist der Serienunternehmer aus San Francisco quasi über Nacht zur Autorität beim Thema Gründerkultur und Start-up-Erfolg aufgestiegen. Das Projekt: einen «World Startup Report» zu verfassen und an Interessierte weiterzu-

geben. Bis September will er 36 Städte in 29 Ländern besuchen und dort pro Veranstaltung 100 bis 150 Einheimische treffen, die ihm verraten: Wer gründet hier was? Wer schiesst Risikokapital vor? Mit welchen bürokratischen und kulturellen Hürden kämpfen die Unternehmer?

«Ich will noch einmal ausgiebig reisen, bevor ich selber wieder eine Firma gründe und fünf Jahre meines Lebens investiere, um hoffentlich ein Milliarden-Unternehmen aufzubauen», erzählt Gai bei >

einem kurzen Zwischenstopp in San Francisco, bevor er nach Südamerika aufbricht. «Reisen um des Reisens willen liegt mir nicht. Also bietet es sich an, andere Gründer zu treffen und das, was ich unterwegs lerne, mit meiner Gemeinschaft zu teilen. Wer Gutes tut, wird am Ende immer irgendwie belohnt. Das ist das Karma-Prinzip des Silicon Valley», sagt der Sohn chinesischer Einwanderer, der als Siebenjähriger in die USA kam.

#### **Kein Geld und schlechte Noten**

Gai ist in seine Rolle als Botschafter und Kundschafter des Unternehmertums ebenso zufällig hineingewachsen wie in die Rolle des erfolgreichen Jung-Gründers, der genug Geld verdient hat, um eine einjährige Auszeit zu nehmen. «In China war ich der schüchternste Junge, den man sich vorstellen kann. Habe mich fast unsichtbar gemacht und keine Fremden angesprochen. Mit dieser Mentalität kommt man in Amerika nicht weit. Irgendwo zwischen High School und College habe ich mich entschieden, den Mund aufzumachen. Das war eine drastische Umstellung», erinnert sich Gai. Er vergleicht seinen Werdegang mit einem Computer, dessen vorinstalliertes Betriebssystem mit diversen Software-Erweiterungen aufgepeppt wurde. «Reisen, die man unternimmt; Menschen, die man trifft; Bücher, die man liest: Das alles verändert die Sicht der Dinge.» Dazu gehör-

te vor allem das Studium an der Carnegie-Mellon-Universität in Pittsburgh. Dort, so erinnert sich Gai, verbrachte er schlaflose Nächte im Studentenwohnheim, um Geschäftsideen auszuhecken. «Meistens hatten wir viel Ehrgeiz, aber keinen blassen Schimmer, wie man gute Software schreibt oder ein Start-up aufbaut. Aber man lernt jedes Mal dazu.»

Vor allem erlangte Gai dadurch das Selbstvertrauen, auf die grossen Namen im Silicon Valley zuzugehen und Arbeit zu suchen. «Ich hatte extrem schlechte Noten. Firmen wie Apple oder HP wollten sich meine Bewerbung nicht einmal ansehen.» Also sprach der frisch gebackene Master der Computerwissenschaften unermüdlich bei Managern vor, die einst dieselbe Universität besucht hatten. «Ich konnte wenig in die Waagschale werfen: Meine Familie hat kein Geld und keine Beziehungen, ich hatte keinerlei Erfahrung.»

Die Beharrlichkeit zahlte sich aus. Gai absolvierte ein Praktikum in der Abteilung New Business Creation beim Computergiganten HP und wurde dann bei Apple eingestellt. «Als ich dort war, eröffneten sie mir: Wir haben dich angelogen. Du wirst nicht am MacMini arbeiten, sondern an einem neuen Geheimprojekt namens Apple TV. Und später war ich Teil des Teams, das das iPhone entwickelte. Mehr Anfängerglück kann man wohl kaum haben.»

Auch für das Glück hat Gai, ganz Informatiker, seine eigene Formel parat. Die Chancen liegen für jeden bei einem Prozent, rechnet er vor. Also muss man es nur 100 Mal probieren, um einmal einen Treffer zu landen. «Die meisten Menschen geben leider vorher auf.» Vom Sprungbrett Silicon Valley katapultierte er sich in die Gründerszene. Snapture Labs hiess seine erste Firma, die eine preisgekrönte Kamera-App für das iPhone entwickelte. Der zweite Streich war CardMunch, eine App, die Visitenkarten mittels Smartphone-Schnappschuss ins elektronische Adressbuch einspeist. Die Idee lockte das börsenkotierte Karriere-Netzwerk LinkedIn an, das Gais Firma Anfang 2011 kaufte und ihn anstellte.

Seine nächste Idee hatte nichts mit der weiteren Vermehrung seines Vermögens zu tun. Gai wollte einen einmonatigen

Bogen Gai über die Start-up-Kultur einiger Länder, die er bereist:

## • **Litauen**

**«Seit das Land in den 90er Jahren seine Unabhängigkeit wiedererlangte, herrscht eine unglaubliche Aufbruchsstimmung. Unser Start-up-Wochenende verzeichnete mit 300 Leuten einen Teilnehmerrekord.»**

## • **Indien**



**«Die Gründerszene ist jung und lässt sich durch nichts unterkriegen. Sie müssen vieles neu erfinden, da die Infrastruktur so schlecht ist, vom Strom und Internet bis zur Logistik.»**

Aufenthalt in seiner Heimat China möglichst produktiv gestalten und fragte andre Gründer in seinem virtuellen Netzwerk nach Kontakten vor Ort. In wenigen Tagen hatte er Hunderte von Ansprechpartnern zusammen, die für ihn Termine mit Journalisten, Gründern, Venture-Kapitalisten und Business Angels arrangierten. «Ich bin weder ein Reporter noch ein guter Schreiber. Ich hatte mir einfach ein Ticket nach China gekauft und wollte das Beste daraus machen», wundert sich Gai über die Entstehung seines «China Startup Report».

Zurück in Kalifornien, lud er den Report eines Nachts spät ins Netz, als Dankeschön an alle Helfer. Als Gai am nächsten Morgen aufwachte, hatte sich die Tech-Szene von San Francisco bis Shanghai auf seine 26 Folien lange Präsentation gestürzt. Selbst in China verbreitete sie sich wie ein Lauffeuer. «Wohl weil ich mit den Augen des Aussenseiters aus Silicon Valley durchs Land gegangen und brutal ehrlich war.»

Gais Bericht über das Boomland China auf Slideshare.net wurde bis heute über 100 000 Mal durchgeklickt. Er traf einen Nerv, denn er brachte den Lesern auf unterhaltsame Weise die im Westen meist unbekannten Erfolgsgeschichten von Internetriesen wie Tencent, Baidu oder Taobao näher. «Das sind Firmen, die wie

Start-ups denken und handeln, aber zweistellige Milliardenbeträge umsetzen. Alleine Taobao ist für zwei Prozent von Chinas Bruttoinlandprodukt verantwortlich. Ich war selber verblüfft, was in China passiert», sagt Gai. Die dortige Start-up-Szene beschreibt er mit zwei Worten: «Ehrgeizig. Unvorstellbar ehrgeizig.»

#### Was Gründer wirklich interessiert

Der Grundstein für weitere Recherche-reisen war gelegt. Gründer aus aller Welt drängten ihn mit E-Mails, doch andere Länder unter die Lupe zu nehmen, von Indien bis Brasilien. Bei LinkedIn hielt es den Umtriebigen nur noch knapp ein Jahr, bis er sich im November 2012 entschied, eine kreative Pause für den «World Startup Report» einzulegen. «Es war finanziell ein wunderbarer Abgang, denn bei der Übernahme war eine LinkedIn-Aktie 19 Dollar wert», erinnert sich Gai, dessen Firmanteile zu einem grossen Teil in LinkedIn-Aktien bezahlt wurden. Im März 2013 notierte die Aktie bei 180 Dollar. «Aber letzten Endes ist es nur Vermögen auf dem Papier. Man kann die so gewonnene Aufmerksamkeit

## • USA (Silicon Valley)

**«Nach wie vor der beste Ort auf der Welt, um neue Ideen schnell und erfolgreich in geschäftlichen Erfolg umzuwandeln. Wer erfolgreich ist, wird zum Eigenläufer und zieht gute Leute an. Das wird sich auch in den nächsten 10, 20 Jahren nicht ändern.»**

nur Feuer unterm Hintern machen. Sie anregen, eine bessere Beschreibung der Start-up-Szene in einem Land hochzuladen. Davon haben wir alle etwas, jeder Gründer in jedem Land», gibt sich Gai bescheiden. «Es juckt mich jeden Tag, wieder eine Firma zu gründen, und diesmal eine richtig grosse. Aber erst muss ich mehr über Unternehmer in aller Welt lernen, wie sie denken und wie sie arbeiten.» □

## • China



**«Unternehmer kommen aus dem Nichts und bauen über Nacht riesige Firmen auf, von denen wir im Westen oft nichts oder viel zu wenig wissen.»**

## • Australien



**«Ein reiches, schönes, hoch entwickeltes Land, das seine Start-ups bisher zu wenig fördert. Wenn man in traditionellen Jobs viel Geld verdienen kann, zieht es Gründer ins Ausland, statt dass sie zuhause etwas riskieren. Letzteres gilt vielleicht auch für die Schweiz, wobei ich dort noch nicht war.»**

und die Glaubwürdigkeit nutzen, denn plötzlich hören einem die Leute genau zu.»

Und so bat Gai abermals die Gleichgesinnten in der Gründerszene um Hilfe, seine Weltreise zu planen. Freiwillige stellten ihm die Route zusammen, Freiwillige organisieren die Veranstaltungen von Kolumbien bis Nepal. Die ersten Stationen haben ihm bereits die Augen geöffnet für alles, was er nicht weiss. «Silicon Valley ist nach wie vor der beste Ort auf der Welt, um neue Ideen schnell und erfolgreich in geschäftlichen Erfolg umzuwandeln. Wer so erfolgreich ist, wird zum Eigenläufer und zieht gute Leute an. Das wird sich auch in den nächsten 10, 20 Jahren nicht ändern. Aber es gibt auch viele andere spannende Orte für Gründer, und sie holen schnell auf.»

Die Einsichten und Ansichten über jedes Land will Gai im Lauf des Jahres kostenlos ins Netz stellen. Als kurze und bündige Präsentationen, denn: «Wer liest schon lange Texte voller Statistiken? Ich nicht.» Gai konzentriert sich lieber darauf, was Gründer wirklich interessiert – wie bereits beim «China Startup Report». Er sieht seine Kundschafter-Tätigkeit als gute Ergänzung zu anderen Projekten wie dem im Silicon Valley beheimateten Start-up Genome. Dort sind sie dem Gründer-Phänomen ebenfalls auf der Spur, aber wollen es in Formeln und Datenbanken pressen. «Ich will möglichst vielen Leuten einfach

**Steffan Heuer** lebt als Journalist und Autor in San Francisco und beobachtet seit Jahren die Gründerszene im Silicon Valley. Seine Berichte und Analysen erscheinen in «brand eins», der deutschen Ausgabe der «Technology Review» des MIT, und im «Economist».

# R = P x S

Risiko (R) berechnet sich aus der Wahrscheinlichkeit (P) und dem zu erwartenden Schaden (S) – so lautet eine der klassischen Kurzformeln. Fast so kurz fassen wir uns auch bei der Faktensammlung hier: viele Daten statt vieler Worte.

## Verkehr

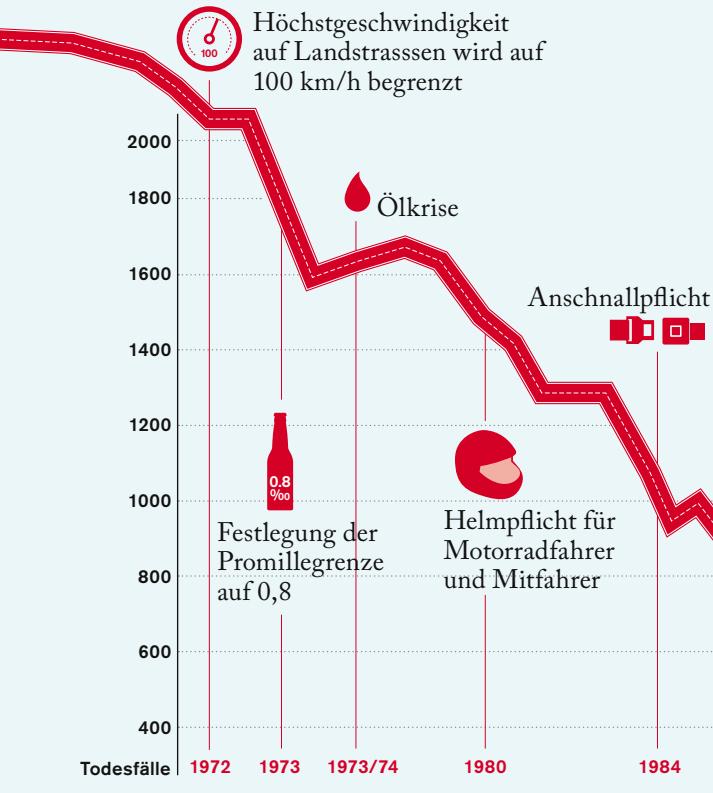
### Erfindung mit Köpfchen

Das Patent **#US 1,331,359** wurde 1920 von Arthur Hughes Parrot und Harold Round angemeldet und beschreibt verschiedene Luftkissen zum Schutz von Flugzeuginsassen. Es gilt als Vorläufer des Airbags.



### Weniger ist mehr

Was hat die Sicherheit auf den Strassen erhöht?  
*Anstieg und Rückgang verkehrsbedingter Todesfälle in Deutschland.*



### Die Todesspur

**1, 2, 3, 4, 5, , 7, 8, 9, 10, 11, ...**

Alle sechs Sekunden stirbt auf der Welt ein Mensch im Strassenverkehr oder wird verletzt. Das sind jährlich 1,2 Millionen Tote und 50 Millionen Verletzte.

### Gefahr ist gut



Der niederländische Verkehrsplaner **Hans Monderman** (1945 – 2008) war überzeugt, dass man Strassen gefährlicher machen muss, damit sie sicherer werden. Er propagierte das Konzept des «Shared Space», eines von allen gleichberechtigt genutzten Verkehrsraums, und liess Schilder und Ampeln abmontieren.

### Sie fliegen raus!



#### 290 Airlines

haben in der EU vollständiges Betriebsverbot, darunter sämtliche Airlines aus 20 Ländern (u.a. Afghanistan, Kirgistan, Sudan).

### Teil II

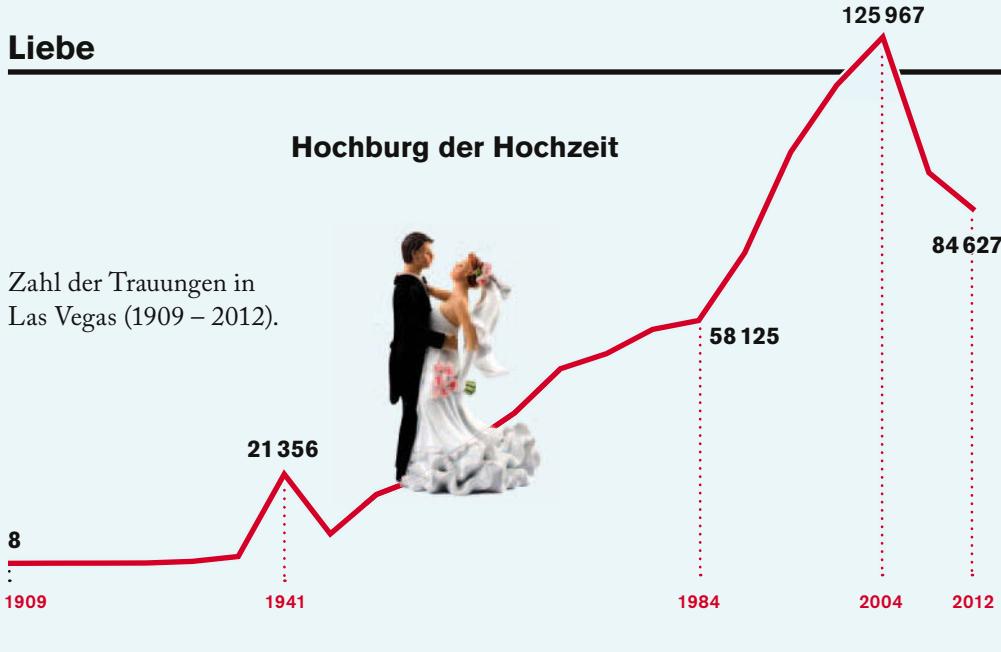


Die Hälfte aller Unfälle mit Fußgängern ereignet sich auf der zweiten Strassenhälfte, also wenn sie von einer Schutzhinsel kommen oder, bei Straßen ohne Insel, bereits einen Fahrstreifen überquert haben.

## Liebe

### Hochburg der Hochzeit

Zahl der Trauungen in Las Vegas (1909 – 2012).



### Wo die Liebe hinfällt

+45° 26' 31.09"  
+10° 59' 54.05"

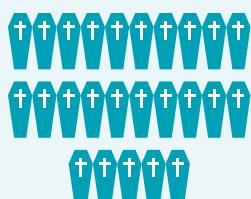
Hier spielte die wohl berühmteste Liebestragödie der Weltliteratur: geografische Koordinaten des (angeblichen) Elternhauses von Julia Capulet an der Via Cappello 27 in Verona. Knapp 300 Meter entfernt steht das (angebliche) Haus von Romeo Montague.

### Ansteckende Liebe



34 Millionen

Menschen weltweit sind mit dem HIV-Virus infiziert.



25 Millionen

Menschen sind bisher an Aids gestorben.



7 Millionen

HIV-Infizierte haben keinen Zugang zur antiretroviralen Therapie, mit der die Krankheit in Schach gehalten werden kann.

### Ein Schatz für den Schatz



Der Schweizer Juwelier Shawish präsentierte im Jahr 2012 den ersten Ring, der nur aus Diamant besteht, gefertigt aus einem Stück. Geschätzter Verkaufspreis: über 60 Millionen Franken. Versicherungswert: unbekannt.

### Einseitige Gefühle

#### Russland



Frauen



Männer

#### Japan



Frauen



Männer

Menschen in Prozent, die sagten, sie seien derzeit verliebt.

### Lippe statt Grippe



Eine Übertragung von Erkältungsviren durch Küsse ist viel unwahrscheinlicher als durch Händeschütteln.

### Nimm mich (nicht)!

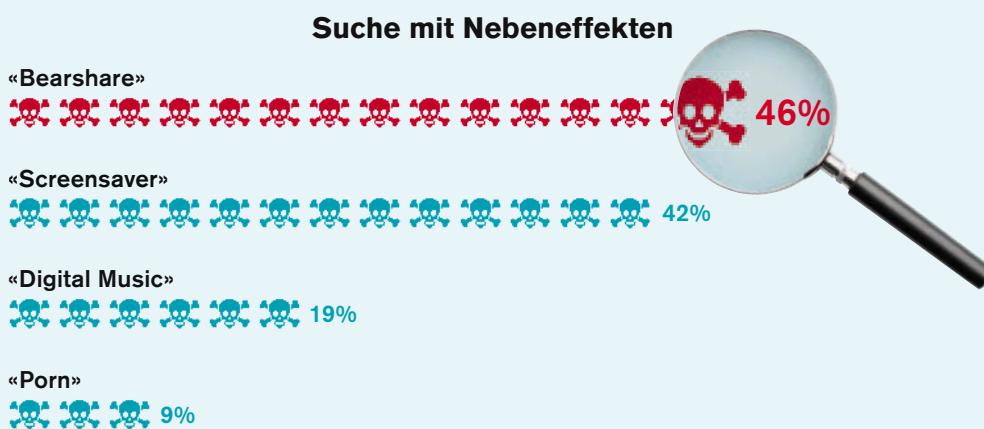
Mindestens 1 öffentlicher Heiratsantrag pro Spiel wird im New Yorker «Yankee Stadium» gemacht. Mindestes 5 Mal pro Jahr widerruft am selben Ort jemand lautstark-verzweifelt den bereits in die Wege geleiteten Heiratsantrag.

### Die Abrechnung



1,7 Mrd.  
US-Dollar

Als sich der Medienmogul Rupert Murdoch von seiner Frau Anna trennte, trennte er sich auch von einem Teil seines Vermögens. Es war die mutmasslich teuerste Scheidung bisher.



Anteil von gefährlichen Links (Malware), die bei der Suche nach diesen Begriffen angegeben werden. Laufend kommen neue solcher Risiko-Links dazu.

**Hit**  
  
Das Motto «No risk no fun» wird in jedem erdenklichen Zusammenhang verwendet, eine Google-Suche ergibt fast eine Million Treffer. Die Web-Adresse norisk-nofun.ch führt zu einem Spielplatzgestalter in Wettingen. Norisknofun.net hingegen steht zum Verkauf.

**Post ist da**  
  
6,3 Billionen Dollar gäbe man in den USA für Briefmarken aus, wenn statt E-Mails die entsprechende Zahl Briefe verschickt würden.

**Den Vogel abgeschossen**  
  
Kurzer Text, kurzer Prozess: Die Amerikanerin Connor Riley (@theconnor) twitterte: «Cisco hat mir einen Job angeboten! Jetzt muss ich die Nützlichkeit eines fetten Gehaltschecks abwägen gegen die Pendlerei nach San Jose und eine Arbeit, die ich hasse.» Cisco zog das Stellenangebot fast so schnell zurück, wie der Tweet geschrieben war.

**Sozial oder asozial?**  
Welches ist das grösste Risiko der sozialen Medien? Umfrage unter 141 Firmen in den USA und Europa.  
**Vertrauliche Informationen dringen nach aussen**  
**Negative Kommentare über die Firma**  
**Personenbezogene Daten werden bekannt**  
**Betrug**  
**Veraltete Informationen**

**Gewonnen!**  
**Chance**  
104 000 000  
**Risk**  
90 900 000

Welcher Begriff laut googlefight.com im Internet häufiger vorkommt.

### Zu viel des Unguten



**1080**  
Kalorien

hat eine Büchse Spam Classic, des 1937 lancierten Dosenfleischs. Der Name ist die Abkürzung für «spiced pork and ham». Weil die englischen Komiker von Monty Python den Namen der Marke in einem Sketch mehr als 120-mal wiederholten, wurde «Spam» zum Inbegriff für das massenhafte Verbreiten derselben Nachricht.

**50 Mrd.**  
US-Dollar

So hoch ist nach Schätzungen der wirtschaftliche Schaden, den Spam weltweit anrichtet.

### Warnung an die Eltern



Ein Drittel der Gefahren für Kinder geht von Videoportalen aus vor Websites, sozialen Netzwerken und Games.

### Spiel mit dem Feuern



Das 1957 vom französischen Filmregisseur Albert Lamorisse erfundene Strategiespiel «Risiko» gehört zu den bekanntesten Brettspielen der Welt. Auch in seiner Computervariante geht es kriegerisch zu und her.

### Hat man da noch Töne?



Gehörbelastung in Dezibel, der Orchestermusiker ausgesetzt sind.

Posaune 95



Klarinette 92



Horn 92



Tuba 92



Querflöte, Piccolo 91



Schlagzeug 91



Violine 89



Viola 89



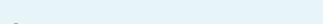
Harfe 89



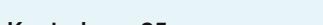
Fagott 89



Cello 87



Oboe 86



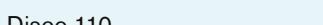
Kontrabass 85



Dirigent 83



Strassenverkehr 80



Disco 110

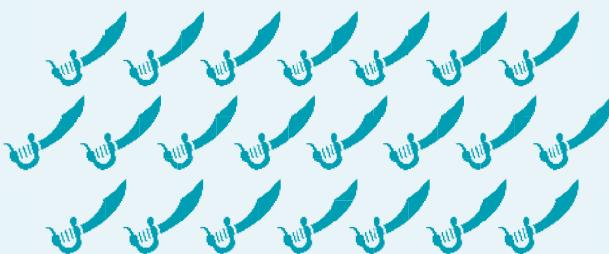


### Money Lisa



Das vermutlich am teuersten versicherte Kunstwerk der Welt ist Leonardo Da Vincis «Mona Lisa». Der Transport vom Louvre in Paris nach Washington D.C. wurde 1962 für 100 Mio. Dollar versichert.

### Scharfer Rekord



### Mit 22 Schwertern

die er sich am 13. Februar 2011 in Mumbai einverlebte, hält der Inder Kishan Valaiah Ayula den Weltrekord im Schwertschlucken.

Zusammengestellt von der Redaktion. Quellen: WHO, Europa.eu; mz-web.de; Fachverband Fussverkehr Schweiz/Dienstabteilung Verkehr Stadt Zürich; Save the Children; care2.com; gesundheit.com; Clark County Nevada; Weltgesundheitsorganisation WHO; Shawish; thisismoney.co.uk; Wikipedia; ijustmadelove.com; McAfee; Grant Thornton; googlefight.com; Huffington Post; Kaspersky Lab; Antispameurope; Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik (Deutschland); me-magazine.info; EU Kids Online; Guiness-Buch der Rekorde; University of California, San Francisco; Moneycab; Suva.

### Rauchzeichen

In den 134 meistbesuchten Filmen in den USA im Jahr 2011 kamen fast

**1900**

Szenen vor, in denen geraucht wurde oder sonstwie Tabak eine Rolle spielte.

### Trick mit Tücken

Zu einer bedingten Gefängnisstrafe von

**4 1/2**  
Monaten

wurde Tommaso Ramundo verurteilt, der in der Schweizer TV- Quiz-Sendung «Risiko» am 5. Januar 1998 geschummelt hatte. Clever: Er hatte sich die Antworten zuvor beschafft. Dumm: Er verwechselte sie in der Sendung und flog auf.

### Weltmusik

### «Kunscht isch il Gang des risques»

Automatisierte Französisch-Übersetzung (Babelfish) der Zeile «Kunscht isch gäng es Risiko» (Lied «Eskimo») des Berner Chansonniers Mani Matter.

# Das Leben ist ein Balanceakt



Jörn Kaspahl ist ein Hamburger Illustrator. Seine Arbeiten erschienen unter anderem in «The New Yorker», «Monocle», «GQ», «Wired» und «Der Spiegel».



# Entdecken Sie den neuen ŠKODA Octavia



[www.skoda.ch](http://www.skoda.ch) oder auf

PREIS-LEISTUNGS  
**12X SIEGER**

Die Schweiz strahlt: Der neue ŠKODA Octavia ist da! Mit seinem beeindruckenden Design, seinen cleveren Innovationen, seinem grosszügigen Raumangebot und seinen hochmodernen Motoren präsentiert er sich als komplette Neuentwicklung! Und als perfekter Nachfolger des meistgekauften Combi der Schweiz! Bringen Sie seine einzigartigen Bestsellerqualitäten ans Licht. Und entdecken Sie, wieso der neue ŠKODA Octavia eine Klasse für sich ist. Jetzt auf einer Probefahrt bei Ihrem ŠKODA Partner. **ŠKODA. Made for Switzerland.**



TOYOTA

ALWAYS A  
BETTER WAY

# MIT ABSTAND KLASSENBESTER. DER NEUE TOYOTA AURIS HYBRID.



## COMING SOON TOYOTA AURIS TOURING SPORTS



5 JAHRE  
HYBRID  
GARANTIE

[toyota-hybrid.ch](http://toyota-hybrid.ch)

### Auris – weltweit der einzige kompakte Vollhybrid.

Mit seinem verfeinerten Vollhybrid-Antrieb, seiner aerodynamischen Linie, der optimierten e-CVT-Automatik und unverkennbaren Design-Highlights garantiert der neue Auris Hybrid unbeschränkten Fahrspaß, und das, wenn andere schon längst wieder an der Tankstelle stehen. Dass auch die CO<sub>2</sub>-Werte konkurrenzlos tief sind, versteht sich fast von selbst. **Jetzt Probe fahren!**

Auris Hybrid Luna 1,8 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 100 kW (136 PS), 5-Türer, Ø Verbrauch 3,8 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub>-Emission 87 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. Ø CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 153 g/km. Abgebildetes Fahrzeug: Auris Hybrid Sol 1,8 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 100 kW (136 PS), 5-türer.